

# WIE ICH AUF DEM LAND IN DIE LEHRE GING

Kenneth Anders  
Kolumnen 2010–2017



Kenneth Anders

# **Wie ich auf dem Land in die Lehre ging**

Kolumnen 2010–2017



Foto: Steffen Groß

## **Kenneth Anders**

geboren 1969 in Naumburg/Saale,  
ist Kulturwissenschaftler  
und wohnt im Oderbruch.

Alle Rechte vorbehalten.  
2024 Aufland Verlag GbR,  
Croustillier 20, 16259 Oderaue  
auflandverlag.de  
ISBN 978-3-944249-40-7

## **Inhalt**

	Vorwort .....	5
<b>I</b>	Abziehbilder .....	7
<b>II</b>	Glückliche Grüße vom Land .....	41
<b>III</b>	Tiere .....	103
<b>IV</b>	Vorurteile .....	120
<b>V</b>	Reparieren und Selbsterhalt .....	141
<b>VI</b>	Nachdenken über das Urlaubmachen .....	161
<b>VII</b>	Mensch und Raum .....	182
<b>VIII</b>	Das Land und die Politik .....	202



## Vorwort

Als ich 2010 meine erste Kolumne schrieb, war nicht abzusehen, welche Dynamik sich für mich daraus ergeben würde. Die Texte purzelten in den folgenden Jahren nur so aus mir heraus, hastig oder gemessen, erfreut oder traurig. Nicht immer traf ich einen guten Ton, einiges erscheint mir heute etwas anmaßend geurteilt. Aber trotzdem: Für mich war diese Zeit ein Zur-Sprache-Kommen.

Die Kolumnen erschienen im Oderbruchpavillon, einem Internetportal für den landschaftlichen Diskurs. Außerdem entstanden daraus drei Taschenbücher, die inzwischen vergriffen sind. Eine Nachauflage kam nicht infrage, verschiedene Texte waren nicht mehr wichtig, oder sie gefielen mir einfach nicht mehr. Deshalb habe ich eine Auswahl zusammengestellt, von der ich hoffe, dass sie, neu geordnet und vorsichtig überarbeitet, auch heute noch lesenswert ist. Ich danke Tina Veihelmann für die Durchsicht, für ihre Einschätzung zur Relevanz und für die Überarbeitungshinweise, denen ich gern gefolgt bin.

Diese Texte über Land, Landschaft und Provinz entstanden in einer Zeit, in der sich die Gesellschaft noch nicht moralisch festgefahren hatte. Ich schrieb damals gegen den sogenannten Demografie-Diskurs an, also

gegen die oberflächliche und überhebliche Aburteilung der ländlichen Räume in Medien, Wissenschaft und Politik. Damals drang man damit sogar noch durch! Obwohl ich manchmal harsch argumentierte, fand ich offene Ohren und hatte das Gefühl, die Debatte um den Wert von Landschaften und über die Bedeutung ländlicher Lebensweisen mitgestalten zu können. Daraus ergab sich ein eigenartiger Widerspruch aus eher düsteren Befunden und einer persönlichen Erfahrung des Gelingens. Dieser Widerspruch hat sich seither sehr verstärkt.

Umso wichtiger ist es deshalb auch heute noch für mich, die eigenen Schritte, die mich immer weiter in meine Landschaft, in das Oderbruch, hineinführten, zu reflektieren, und mir darüber klar zu werden, was diese Dinge mit der ganzen Gesellschaft zu tun haben. Die Gespräche mit direkten und entfernteren Nachbarn, das wachsende Verstehen von Land- oder Subsistenzwirtschaft, das ganze ländliche Leben, wie es sich mir hier darbot; all das war und ist sehr lehrreich für mich.

Ich bin dankbar, dass ich diese Lehre antreten durfte, und ich danke allen Menschen, die mir dabei geholfen haben, zu lernen. Nun geht das Leben und Lernen weiter, eine Abschlussprüfung wird es nicht geben.

*Kenneth Anders,*  
*Januar 2024*

## Abziehbilder von der Provinz

### Ein Stammtisch aus Elfenbein

Es gibt erstaunlich viele Gelehrte, die nichts von den Landschaften verstehen, über die sie ein Urteil parat haben

Die Professorin für Regionalplanung fasste ihre „Analyse“ in wenigen Worten zusammen: Die Menschen in den niederlausitzer Bergbaufolgelandschaften hätten keine Beziehung mehr zu ihrer Landschaft, das sei offensichtlich.

Woher sie das wisse?

Sie sei dort gewesen und habe es sich angeguckt. Die Leute wohnten in hässlichen Fertigteilhäusern am Rande von Gewerbeparks, die man ihnen zur Umsiedlung zu Verfügung gestellt hat und nun hätten sie keine Identität mehr.

Aha, dachte ich. Die Dame hatte keine Interviews geführt, sie hatte mit niemandem gesprochen, sie kannte die Landschaft eigentlich gar nicht. Aber es hatte ihr dort nicht gefallen. Das hatte ihr genügt.

Ich dachte, das sei ein Einzelfall und ließ es dabei bewenden. Ich selbst wusste ja, dass das Bild der Niederlausitz trügt. Die Landschaft ist durch den Kohlebergbau geschunden, aber es gibt viele Menschen, die



durch ihre Kenntnis der eigenen Region beeindrucken können und mit ihr eng verbunden sind. Deren Dilemma besteht darin, dass sie dieses Wissen nicht mehr gestalterisch fruchtbar machen können. Das Gesicht der Landschaft wird von EU-Agrarsubventionen, vom Marktfruchtbau, vom Ausbau der Energiewirtschaft und von Naturschutzgesetzen bestimmt. Es regen sich zarte Pflänzchen einer neuen Gestaltung der eigenen Heimat, aber die Geschwindigkeit der großen Systeme, die das Land in Anspruch nehmen, ist höher. Das macht die Sache sehr schwierig, und es müsste die Aufgabe der Wissenschaft sein, die Ansätze zu stärken, in denen sich Menschen lokal organisieren, um sich Klarheit über ihre Möglichkeiten zu verschaffen, die Lücke zwischen Campa-Haus und Maisacker wieder zu schließen.

Die Professorin war leider kein Einzelfall. Meine Arbeit bringt es mit sich, dass ich manchmal außerhalb des Oderbruchs auf Tagungen, bei wissenschaftlichen Symposien oder Workshops über das Oderbruch und den Oderbruchpavillon berichte. Diese Tätigkeit gleicht langsam einem Spießbrutenlaufen, denn meistens sitzen solche Leute im Publikum wie die oben genannte Professorin.

So sprach ich bei der Tagung einer Arbeitsgruppe an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und erhielt statt Fragen und Argumenten ei-

nen schnellen Bescheid: Ein Diskurs über die Entwicklung von ländlichen Regionen Nordostdeutschlands, hielt mir hier eine Sozialwissenschaftlerin entgegen, sei naiv und sinnlos. Diese Räume seien längst in den Händen der Nazis und des organisierten Verbrechens. Ich war zu verblüfft, um zu antworten. Noch erstaunter war ich, dass keiner der versammelten honorigen Gelehrten für mich Partei ergriff. Man schien sich darüber einig zu sein, dass es die Mühe nicht wert sei, mit den Bewohnern der Landschaften über ihre Regionalentwicklung zu sprechen. Eine Professorin für Sozialwissenschaft säuselte mir noch ins Ohr: „Sie machen Sterbebegleitung!“ Dann war man fertig mit mir.

Reaktionen wie diese erlebe ich in den letzten Jahren zu Hauf. Sie werden von Soziologen und Demografen vorgetragen, von Planern oder Ökosystemwissenschaftlern. Allen diesen Menschen ist eines gemein: Sie kennen das Oderbruch nicht und sie haben keinen Kontakt zu den Menschen, die diese Landschaft als Bewohner, Nutzer oder Verantwortliche gestalten. Sie sind vielleicht einmal hier durchgefahren und es hat ihnen nicht gefallen. Sie sind der Meinung, sie hätten genug gesehen. Oder sie haben etwas gelesen und sind der Meinung, das genüge. Ein Göttinger Umwelthistoriker hat sogar ein ganzes Buch über das Oderbruch geschrieben, ohne Feindkontakt natürlich. Neulich spottete er über unsere Sommerschulen, bei denen wir

Konflikte in der Landschaft in szenischen Formen auf die Bühne bringen, weil wir das für wirksamer und lebendiger halten als einen akademischen Vortrag: Wenn man jetzt noch nach Landschaft tanzen müsste, na dann gut Nacht Marie.

Beeindruckend war auch die Mitarbeiterin eines Bonner Bundesamtes, die unsere Bemühungen um landschaftspolitische Bildung im Oderbruch damit kommentierte, dass sie David Blackbourn gelesen habe und daraus nur schließen könne, dass man das Oderbruch an die Natur zurückgeben müsse: Wir brauchen wieder Fechtgebiete, gerade wegen des Klimawandels! Unter diesen Bedingungen habe es doch keinen Sinn, den Kindern dort die Funktionsweise der gegenwärtigen Landschaft zu erklären. Denn damit müsse ja ohnehin bald Schluss sein.

Diesen Personen ist noch etwas anderes gemein. Sie sind der Meinung, es sei auch die Mühe nicht wert, mit den betroffenen Menschen in eine Auseinandersetzung zu treten. Sie haben zwar ihre Meinung, die sie auch gern am Abendbrotbuffet äußern: Dann muss man diese Landschaften eben aufgeben! Dann wird das eben wieder eine Wildnis. Dann überlasst das Ganze doch der Agrarindustrie! Dann muss man die Leute da eben umsiedeln! Aber sie würden diesen Leuten das nie selbst sagen.

Schon vor Jahren haben wir den Göttinger Umwelt-

wissenschaftler gebeten, uns seine Sichtweise über das Oderbruch einmal in einem Beitrag darzulegen, da sich aus seinem Buch in keiner Weise entnehmen ließ, welche Position er zu dieser Landschaft einnimmt – er wälzt Quellen, aber er sagt nichts. Er hat abgelehnt.

Auch die Frau mit der „Sterbebegleitung“ hat auf die Einladung, ihre Sicht einmal darzulegen, nie reagiert. Ich hatte sie gefragt, was das sein solle, das Sterben einer Region. Meines Erachtens ist der Vorgang des Sterbens den Organsimen vorbehalten, Regionen oder Landschaften können nicht sterben, sie verändern sich. Wenn man also von ihrem Sterben spricht, spricht man metaphorisch. Ich hätte gern gewusst, wie die Metapher zu verstehen ist. Wie wird In ihren Augen das Oderbruch einmal aussehen und inwiefern ist es dann das Ergebnis einer bewussten Gestaltung? Aber die Leute hier sind es nicht wert, sich ihnen zu erklären. Sie sind ungebildet, ihre Dörfer sind nicht so schön wie in der Toskana und außerdem sind es nur wenige.

Den unreflektierten Vorstellungen einer Rückgabe an die Natur halte ich entgegen, dass die Vorstellung einer Rückkehr zum landschaftlichen System des 18. Jahrhunderts weder technisch, noch ökologisch oder politisch möglich ist. Den unreflektierten Vertretern von riesigen Agrarindustrieflächen setze ich entgegen, dass diese den Artenschwund und die gesamte

Beschädigung des Ökosystems, der Böden und der Wasserressourcen beschleunigen würde. Beides ist den Vertretern dieser Ideen aber egal. Sie reden weiter vom Sterben, Umsiedeln, Aufgeben. Es ist wie am Stammtisch.

(2010)

### **Meinst du, man kann da leben?**

Über das verlorene Bürgertum der Provinz

Xaver wohnte im Südwesten Deutschlands, im wärmsten und reichsten Zipfel – dort, wo alle hinwollen, wo es die höchsten Zuzüge und das beste Essen in den Restaurants gibt, wo die Grünen regieren usw. Er hatte sich hier gut eingelebt und wollte gern bleiben. Aber wo schon viele sind und bald noch mehr sein werden, gibt es auch viel Konkurrenz. Es sah also nicht gut aus mit der ersehnten Stelle innerhalb des Apparates, in dem er nun einmal seine Laufbahn geplant hatte. Also hatte er sich auf eine Position hier im Nordosten beworben. Es war kein leichter Entschluss gewesen. Und eines Abends am Biertisch im beschaulichen Südwesten fragte er mich dann: *Sag mal, meinst du, man kann da leben?*

Seine Sorgenfalten lagen tief im Gesicht, die Augen geweitet, ein Tunnelblick, es sah aus, als habe er ein schreckliches Panorama vor sich: Rauchschwaden, die von einem verwüsteten Boden aufstiegen und fett-

leibige Menschen mit Hitlerbärtchen, die dazwischen herumkrochen – etwas in der Art.

Ich packte also meine Leidenschaft für das Leben in den strukturschwachen Räumen aus und machte ihm Mut: Xaver, dort kann man wunderbar leben! Es ist nicht so überlaufen wie hier bei euch und alles ist jung und im Entstehen! In diesen Regionen kann man als Einzelner viel mehr verändern und bewegen. Es gibt vielleicht weniger Angebote, aber für jemanden, der gestalterisch wirksam werden will, ist es das ideale Pflaster! Ich erzählte von *Jazz in E.* und vom *Theater am Rand*, von der *Provinziale* und von einem Lebensgefühl aus Freiheit und Gestaltungslust.

Das schien allerdings nicht das zu sein, was mein Gesprächspartner hören wollte. Seine Sorgenfalten vertieften sich zu schwarzen Schluchten. Er sah schon durch mich durch, etwas arbeitete in ihm. Schließlich sagte er: *Weißt du was, ich hab mir was überlegt: Wenn ich den Job krieg, dann zieh ich gar nicht da hin. Ich zieh nach Berlin und fahr dann mit dem Zug da raus. Und weißt du was, ich hab mir noch was überlegt: Ich zieh gar nicht in die Mitte von Berlin! Ich zieh nach Rand-berlin!*

Jetzt sah er richtig glücklich aus. Er hatte eine Lösung für sein Problem gefunden. Er musste nicht in der nordostdeutschen Provinz wohnen, er würde diesen Zombies ein Schnippchen schlagen. Und er müsste auch nicht am Hackeschen Markt wohnen, wo das

Leben, das hatte er wohl schon mitgekriegt, langsam etwas ungemütlich wurde. Er würde in den Speckgürtel ziehen. Was für eine gute Idee!

Aber mein Kollege hat seine Stelle dann doch nicht bekommen. Man könnte sagen, das sei auch besser so, für die Nordostprovinzen jedenfalls. Nur ist der Kollege gar keine Ausnahme, er ist der Normalfall. Wer in Deutschland einen Hochschulabschluss hat, ist meistens mit ebendiesem Horror vor der Provinz geimpft.

Unsere Kinderärztin sucht händeringend nach einer Kollegin, die in ihre Praxis einsteigt. Ihr Wartezimmer ist ständig überfüllt, die Gegend könnte noch zwei, drei weitere Kinderärzte ernähren. Aber es kommt niemand.

Pfarrer, für die es in früheren Generationen ganz normal war, den Beginn des Berufslebens auf dem Land zu gestalten, können sich das heute oft nicht mehr vorstellen. Manche würden, so scheint es mir, lieber in die Hölle gehen, als in die Provinz zu ziehen. Lieber eine Projektstelle in der Großstadt als eine Gemeinde in der Walachei.

Und die meisten Hochschulprofessoren in den Städten Brandenburgs leben natürlich in Berlin und fahren zu ihren Lehrveranstaltungen mit dem Zug raus. Eine soziale Gruppe, die früher das Bürgertum der Provinz geprägt hat, pendelt heute nur mal vorbei, wenn es einen unvermeidlichen Termin gibt.

Es sind auch immer weniger Studenten, die an die-

sen kleineren Hochschulstandorten studieren und dann auch dort wohnen. Sie nehmen nicht am städtischen Leben teil, wie es früher für die Hochschulstädte üblich war. Sie wachsen seltener in die lokalen Strukturen hinein, sie werden in ihnen nicht sesshaft, sie nutzen das Studienangebot und sind wieder weg. Das ist in Frankfurt/Oder nicht anders als in Eberswalde oder Cottbus.

Die Angst vor dem „weit draußen“ ist nichts Neues, aber sie hat eine neue Qualität erreicht. Früher war es für die kleinen Städte ein großer Erfolg, wenn sie Bildungsinstitutionen oder große medizinische Einrichtungen bei sich ansiedeln konnten. Sicher bringt das immer noch gewisse finanzielle Vorteile. Aber die Menschen, die hier zur Arbeit oder zum Studium kommen, wollen ihr Schicksal kaum noch teilen. Sie bevölkern die Provinz nicht, sie bereichern ihre Gesellschaft nicht, sie nehmen lediglich in Kauf, dass sie sie sich hin und wieder blicken lassen müssen – je seltener, desto besser.

Deshalb wäre es natürlich am besten, die ganzen Läden gleich einzupacken und in der Metropole wieder aufzustellen. Alle Hochschulen nach Mitte, bitte! Das wäre ja auch viel ökologischer. Man denke doch nur an die Fahrtkosten. Und den Klimawandel. Also wirklich. Was wolln wir denn da noch, das ist doch tiefste Provinz!

(2011)



## **... so ist es Mühe und Arbeit gewesen**

Eine Übung in Demut bei der Betrachtung  
unserer Regionalwirtschaft

Seit wir von Raumpionieren sprechen, und vor allem seit wir Biosphärenreservate haben, werden vielerorts die neuen regionalwirtschaftlichen Möglichkeiten direkter Veredlung und Vermarktung gepriesen. So finden wir Kataloge mit regionaltypischen Produkten oder solchen, die es werden wollen: Vollkornbrot im Einweckglas, Biochutney aus Streuobstzweitschen und Pesto aus handverlesenem Bärlauch – geht doch, denkt man. Und ja: Wer es wagt, selbst zu veredeln und zu vermarkten, genießt meine unumschränkte Sympathie.

Aber im gesellschaftlichen Gespräch über diese Dinge stört mich ein gewisser Leichtsinn, der an einst boomende und anschließend zusammenbrechende Wirtschaftszweige der Vergangenheit gemahnt. Das Heilsversprechen dieser neuen guten Ökonomie tapst wie ein weißer, unschuldiger Elefant durch die Gegend, ignoriert vielfaches Scheitern und zwinkert einem dabei schelmisch dazu. Gerade hat bei uns im Nachbardorf ein Landwarenhandel mit Mosterei und Brennerei seine eben erst geöffneten Pforten wieder geschlossen. Der Betreiber war mit großem und lautem Enthusiasmus gestartet, das Ende dagegen war still: kein Wort an die Leute, die begeistert hier eingekauft hatten, alles

verrammelt, niemand konnte etwas daraus lernen. So erklärt sich vielleicht, dass ich manchmal unfreiwillig ein regelrechtes Misstrauen gegen neue Projekte empfinde, was mir dann wiederum beinahe wie Verrat vorkommt. Was geht da in mir vor?

Seit ich bestimmte Dinge selbst mache, hat sich mein Verhältnis zur Land- und Handarbeit geändert. Ich habe zum Beispiel eine Vorstellung davon, wie aufwändig es ist, Essen herzustellen. Hühner für den eigenen Bedarf an Eiern halten – das geht, aber diese Eier zu vermarkten, erfordert eine enorme Intensivierung der ganzen Struktur.

Oder die Arbeitszeit, die in einem einzigen meiner Suppenhühner steckt, vom Großziehen, Füttern, Beschützen, Ausmisten, Milben bekämpfen, Schlachten und Rupfen bis zum Ausnehmen! Der Aufwand ist nach unseren Maßstäben unbezahlbar. Es ist ausgeschlossen, mit einem meiner Hühner am Fleischmarkt teilnehmen zu wollen.

Bei den Schafen wird es fast noch deutlicher. In meiner kleinen Wirtschaft übertreffen gegenwärtig sogar die Kosten, die ich mit der Produktion zum Eigenverbrauch habe, also für Tierarzt, Ohrmarken, Tierseuchenkasse, Zäunung, Schlachter usw., den Fleischpreis auf dem Markt – da brauche ich über die Zeit, die ich investiert habe, gar nicht nachzudenken. Ich habe zum Beispiel die Pfingstwoche des letzten Jahres damit verbracht, Heu zu wenden. Wenn ich meinen üblichen

und übrigens nach deutschen Maßstäben ziemlich bescheidenen Stundensatz ansetze, sind meine Schafe jetzt beinahe aus Gold. Das Verhältnis wird sich verbessern, aber auf jeden Fall habe ich verstanden, was es heißt, von Schafen leben zu wollen.

Oder nehmen wir den Honig. Es ist unfassbar aufwändig, ihn herzustellen, und das, obwohl die Bienen den größten Teil dieser Arbeit mit ihrem sprichwörtlichen Eifer selbst verrichten. Wenn ich die Fröhlichkeit sehe, mit der die Konsumenten heute löffelweise Honig in den Tee rühren, als würde gerade ein Füllhorn über ihnen ausgeschüttet, bleibt mir der Mund offenstehen. Ich nehme auch mal Honig in den Tee und ich liebe es, ihn pur aus dem Glas zu löffeln. Aber wie soll ich es sagen: Bei jedem Löffel denke ich an die Arbeit des letzten Jahres und an die Arbeit des kommenden Jahres.

Das ist alles kein Problem, solange man diese Dinge für sich tut, zum Selbsterhalt. Wir bewirtschaften also ein paar Tiere und bauen ein bisschen was im Garten an, weil es uns guttut, weil wir das Gefühl haben, dass wir dadurch eine Form der Menschlichkeit bei uns erhalten: Essen machen, Arbeiten, Schwitzen, sich von Bienen stechen lassen, Genießen, Erfolg und Misserfolg haben. Aber das ist nicht marktfähig. Ich schneide die von einer Wühlmaus angefressene Kartoffel aus und esse sie, wenn sie von meinem Beet kommt. Im Supermarkt würde ich sie nicht kaufen.

Deshalb geht mein Blick von hier aus auf die Landwirte und Handwerker, an die meisten Arbeitenden in meiner Umgebung, die von ihrer Arbeit leben müssen. Die Vorstellungen vom guten Leben und Arbeiten, die an diese Leute herangetragen werden, entsprechen nur selten den Tatsachen ihrer heutigen Praxis. Wer beim Fischer in Altglietzen steht und fragt, ob dieser Fisch da in der Kühltheke von hier ist, erntet meistens ein Augenrollen. Warum? Nun, es ist schon immer mal ein Fisch von hier dabei, aber wenn die Fischer von heimischem Fisch leben wollten, wären sie in vier Wochen am Ende. Die Preise wären den Leuten zu hoch, und die Vielfalt wäre den Leuten zu gering. Also sind die Fischer heute in erster Linie *Fischhändler* geworden. Die eigene Bewirtschaftung ihrer Ressource haben sie eigentlich eher aus Gründen der Selbstachtung beibehalten.

Das Problem betrifft auch die Töpfer, die ihren Ton fast nirgends mehr selbst abbauen, sondern ihn auf dem Markt einkaufen und dann verarbeiten. Und die Tischler und Zimmerleute – die wenigsten haben noch eine direkte Beziehung zu einem Förster, der mit ihnen den nächsten Baum aussucht, auf dass er geschlagen, gerückt, geschnitten und vorausschauend gelagert werde. Das alles ist viel zu teuer geworden, die rationelle moderne Produktion hat die Veredlungs- und Verarbeitungstechnologien radikal von der primären Stoff- und Energiegewinnung abgetrennt. So entstehen

industrielle Waren, denen eine quantitative Steigerung einprogrammiert ist. Die erforderlichen Mengen sind nicht mehr in Handarbeit zu bewerkstelligen. Mit unserem kleinen Verlag erleben wir die paradoxe Relation von Menge und Marge bei jedem Druckauftrag: Ein Buch im Offsetdruck kostet bei einer Auflage von 200 Stück zum Beispiel zehn Euro, bei der zehnfachen Menge nur noch zwei Euro. Wer also Geld verdienen will, muss große Mengen herstellen und vertreiben – oder Luxusgüter produzieren. Und das ist ja auch alles bekannt.

Aber der Keil, der heute zwischen der Nutzung einer Ressource und ihrer Veredlung zu Produkten steckt, ist durch diesen Zwang zu Menge und Masse unvorstellbar groß geworden. Die einen produzieren riesenhafte Mengen an Energie oder Holz, holen tausende Fische aus dem Meer und bauen tonnenweise Tone ab, die anderen verbrauchen den Strom, verarbeiten das Holz, die Fische und den Ton zu Waren. Reine, zuverlässige und unbegrenzte Mengen sind da gefragt (deshalb gibt es auch keine farblichen Spielarten mehr in den Dachziegeln, alle sind genau gleich). Wer sich gegen diese Trennung sträubt, wie es etwa Thea Müller mit den Weiden tut, die sie anbaut, schneidet, lagert, kocht, schält und anschließend zu Körben verarbeitet, der weiß, dass es beinahe unmöglich geworden ist, eine Ressource selbst zu bewirtschaften und sie zu veredeln. In der Windschneise zwischen meinem privaten

Garten und dem globalen Nahrungsmittelmarkt halten sich nur noch ein paar tapfere Milchbauern, die sich ihren Schneid noch nicht vom Milchmarkt haben abkaufen lassen. Sonst ist es rar.

Aber diese Umstände bestimmen nicht unseren Diskurs. Die Menschen haben sich nicht nur physisch vom Acker gemacht, indem sie das Land verließen, sie haben sich größtenteils auch mit ihren Gedanken vom Acker gemacht, indem sie ihr Geld mit Dingen verdienen, die keine Beziehung zu den primären Grundlagen unseres Lebens haben. Ein Sänger kann sich auf die grüne Wiese stellen und etwas vorsingen. Wenn es ihm gelingt, die Leute in seinen Bann zu ziehen, werden sie ihn vielleicht gut bezahlen. Es könnte sein, dass er an einem Nachmittag ein Monatseinkommen erzielt. Die Leute zahlen für ein Glücksgefühl, für einen Genuss, für eine Anerkennung. Das ist auch in Ordnung. Aber für jemanden, der sein Geld mit der Herstellung von Schaffleisch verdient, muss diese Form der Wertschöpfung beinahe wie ein Hohn anmuten.

Na dann machen wir doch aus deinem Schaffleisch einfach auch ein Glücksgefühl, einen kulturellen Genuss, werden die Optimisten zum Schäfer nun sagen. Was hindert uns daran?

Daran hindert uns nichts, aber zwei Dinge sprechen dagegen. Erstens: der Schäfer wird möglicherweise sagen, dass er weder ein touristisches Souvenir noch ein Unterhaltungsprodukt herstellen will, sondern Essen

für das tägliche Leben. Und zweitens: Die Industrie hat diesen Weg längst eingeschlagen: Jede Werbung, jede Verpackung ist ein Glücksversprechen. Und die in der kapitalistischen Warenästhetik gegebenen Versprechen sind hochprofessionell – nichts, was ein kleiner Schäfer nachmachen könnte. Sollte er es doch einmal wagen: Er wird mit seinem Fleisch immer teurer sein als die industrielle Produktion. Er wird also gut beraten sein, sich mit ein paar Kunden im Sinne der solidarischen Landwirtschaft auf eine Lieferbeziehung zu einigen, also Bindungen einzugehen, Leute zu suchen, die bereit sind, ihre Konsumentenfreiheit zu beschränken. Aber das ist ein ganz anderer Pfad als jener, auf den uns der regionalwirtschaftliche Warenoptimismus schickt.

Ich finde es unendlich schwer, mit „ehrlicher, einfacher Arbeit“ sein Geld zu verdienen. Offen gestanden, begreife ich immer noch nicht, wie es zugeht, dass ich von meiner geistigen Arbeit gut leben kann – die gesellschaftliche Arbeitsteilung verschlägt mir buchstäblich die Sprache, wenn ich sehe, wie viel Essen ich dafür kaufen kann. Deshalb empfinde ich den Optimismus, den viele Propheten der neuen wirtschaftlichen Zukunft verbreiten, mit ihren Reden von „Blue Economy“, ökologischer Nachhaltigkeit und zukunftsweisenden Ernährungsregeln, manchmal geradezu als unredlich. Ich bin auch für das Experiment, für neue Veredlung, für regionale Produktion an der Basis, da,

wo es herkommt. Aber ich habe eine ungefähre Ahnung davon, wie schwer es ist, darauf eine Existenz zu gründen. Und meines Erachtens ist die Anerkennung dieser Schwere der Anfang von allem, wenn es um neue Ideen in der Regionalwirtschaft geht.

„Unser Leben währet siebzig Jahr und wenn es hochkommt, so sind's achtzig Jahr. Und wenn es köstlich gewesen, so ist es Müh und Arbeit gewesen.“ So steht es im 90. Psalm. Hut ab, sich in Demut üben. Danach können wir meinetwegen loslegen.

(2011)

### **Aufklärung über die Landlust**

Die Idyllen vom Landleben sind schlimm,  
aber noch schlimmer ist ihr Abgesang

Es sind wohl inzwischen zehn Magazine, die mit der Zeitschrift „Landlust“ in das fröhliche Hochglanzlob des Landlebens einstimmen. Sie heißen „Landglück“ und „Heimat“, „Landgenuss“, „Landidee“ oder „Countryside“. Angeblich verkaufen sie sich sehr gut. Das ist in den letzten Monaten vielfach bemerkt worden und man bekommt dann immer gleich dazu erklärt, dass es sich bei diesen Bildern und Berichten vom Leben auf dem Land zwar um Verklärungen handelt, dass sich aber auch in diesen Verklärungen letztlich etwas Gutes ausdrücke: Eine Sehnsucht nach Einfachheit, Authentizität, tradiertem Handwerk, seelischer Gesundheit,



schönen Haustieren und saftigen Wiesen, durch die sich klare Bäche winden. Die Bilder seien zwar falsch, aber dass die Leute diese Bilder mögen sei eigentlich ein gutes Zeichen.

Dasselbe wurde vom Naturlook der siebziger Jahre auch schon behauptet, Blümchenmuster und sogar die Holztapete auf dem Fernseher galten damals als gutes Zeichen für eine ökologische Wende. Wie dem auch sei, den Leuten auf dem Land wird es nicht gerecht. Man denke nur an die ganzen sterbenden Gewerke, deren letzte Protagonisten für diese Zeitschriften noch einmal ihre Werkzeuge auspacken, Korbmacher, Böttcher, Holzschindelschreiner. Mit keinem Wort wird in den Artikeln erwähnt, dass ihnen der Arsch auf Grundeis geht. Stattdessen: Heiterkeit, Gemütlichkeit, Idylle.

Aber auch ohne solche Überlegungen können einen die Warmlichtfilter in den Landlustmagazinen durchaus ärgern. Zum Beispiel war ich selbst einmal so naiv, der „Landlust“ einige Texte meiner Freundin aus Sachsen zu empfehlen. Ihre Berichte sind wach und warm und sie blenden nicht aus, dass das Leben auf dem Land heute Mut und Entschlossenheit verlangt, wenn es denn ein Aufbruch zu neuen Ufern sein soll: Man muss sich selbst organisieren und sich auf die Menschen, die Tiere und den Garten einlassen – es ist ein Bindungswagnis. Man geht es ein, während die Demografen mit ihren Statistiken herumwedeln und predigen, dass das Leben auf dem Land gegen den Trend ist.

Die „Landlust“ lehnte sie natürlich ab, ihre Leser seien an so etwas nicht interessiert. Zugegeben, es war dumm von mir gewesen, sie überhaupt dort hinzuschicken.

Nun gibt es auch andere Blicke auf das Land als jene der Monatsmagazine. Bei der letzten Buchmesse wurde gleich ein ganzer Stapel an Romanen vorgestellt, die auf dem Land spielen. Es wäre nicht richtig, diese Bücher über einen Kamm zu scheren, denn sicher sind lesenswerte Geschichten darunter. Aber ich hatte eine starke Unlust, sie zu lesen – eine Landunlust sozusagen.

Das liegt an meinem Beruf: Ich befürchte, dass die Medien durch die ländlichen Räume jagen, hier und dort ihren Nektar saugen und sich irgendwann im Überdruß wieder abwenden. Ich will ja einen Diskurs über die ländlichen Räume erreichen, mit einem Strohfeuer ist mir nicht gedient. Schon jetzt koche ich innerlich, wenn ich an den unvermeidlichen Abgesang denke. Dann wird nämlich zu hören sein, man habe sich alles genau angesehen und könne nur sagen, dass es sich bei den schönen Bildern und Geschichten nur um Projektionen gehandelt hat. Das wirkliche Landleben sei eine Enttäuschung. Es bestehe nur aus Maisäckern und Windrädern, Trunksucht und alten Leuten, und der Bach schlängele sich schon lange nicht mehr durch die Wiese. Der Bach sei längst begradigt und die Wiese inzwischen ein frisch gespritzter Rapsacker.

Und wirklich, die ersten Schlaumeier haben sich schon zu Wort gemeldet, der Hype erschlafft, die ersten

Landmagazine werden wahrscheinlich bald ihre Produktion einstellen. Stattdessen gibt es dann einen neuen Trend, Health Products oder sonst etwas. Aber bevor sich die Leute wieder ganz abgewendet haben, sei ihnen noch eines gesagt.

Was immer euch auf dem Land nicht gefällt ist Teil eures Lebens in der Stadt. Man muss nicht hinsehen, aber es ist trotzdem da: Die Maisäcker, die Biogasanlagen, die Ställe und die Windräder sind die Kehrseite der heutigen Ballungsräume, sie sind Teil derselben Wirklichkeit. Es ist legitim, dort draußen nicht mehr wohnen zu wollen, wenn das trübe Bild vom Land auch ebenso falsch ist wie das verklärte. Aber bitte tut nicht so, als hättet ihr damit nichts zu tun. Das Land ist Euer Hinterland. Und wenn es einmal nicht mehr schön ist, dann liegt das an der Art, wie ihr lebt. Dann habt ihr eben ein hässliches und trauriges Hinterland und wir alle zusammen haben es gemacht, nicht nur die letzten Mohikaner da draußen.

Auf Dauer bleibt kein Haus schön und lebenswert, wenn es einen ruinierten Hinterhof hat, den keiner mehr betreten mag. Da passieren unschöne Dinge, so dass man nicht mehr gern aus dem Fenster schaut. Und der Wind zaust dort auch das letzte Heft der „Landlust“, mit dem sie ihr Erscheinen einstellt. Titelthema: So schön haben wir geträumt!

(2011)

## **Die Schuld vom Lande**

In Umweltfragen wollen viele gern gute Menschen sein. Ohne einen Dialog mit den Produzenten bringt das aber nicht viel. Jedenfalls nicht für die ländlichen Räume

Also gut, was soll ich machen? Nur ökologische Produkte kaufen?

Ich zögere. Ja, Ökoprodukte sind gut. Aber im Oderbruch geht es nicht so sehr darum, ob die Landwirte ökologisch produzieren, oder nicht. Ihre Rolle in der Landschaft lässt sich damit nicht beschreiben. Die Bauern in meinem Nachbardorf haben einen ganz normalen Marktfruchtbetrieb, sie liefern an Müller und hängen wie tausende andere im Industriepreisdilemma fest. Sie werden keine Renaissance des ländlichen Raums bewirken, aber sie arbeiten redlich, sie sind für alle Anliegen im Dorf zu haben, sie beschäftigen so viele Menschen, wie es irgend geht. Ich vertraue ihnen.

Aber gegen Gen-Mais bist du doch wohl?

Ja, ich bin sogar sehr gegen Gen-Mais. Aber auf dem Land gibt einem das weniger Orientierung, als man denken möchte. Z.B. ist einer der Gen-Mais-Pioniere hier im Oderbruch durchaus ein kluger Landwirt. Er übernimmt Verantwortung, er ist ein besonnener Betriebsleiter. Ein anderer Betrieb dagegen, ein paar Kilometer weiter, spielt keine so gute Rolle. Der baut zwar keinen Gen-Mais an, aber er hat einen schlechten Arbeitskräfteschlüssel für seine großen Ländereien

und überhaupt keine gesellschaftliche Einbindung. Die Fronten zwischen gut und schlecht verlaufen hier nicht so übersichtlich.

Und zertifiziertes Holz ist doch wohl das Richtige! FSC, oder wie das heißt!

Jaja, das ist sicher nicht falsch. Doch viele der interessanten Waldbesitzer, die ich in Deutschland kenne, leisten sich gar keine Zertifizierungen. Für einen ökologischen Unbedenklichkeitsnachweis sind sie zu klein. Er ist mit Kosten verbunden, und er würde ihnen auch nichts bringen, denn sie liefern an die übrig gebliebenen mittleren oder kleinen Sägewerke. Die sind in Wertschöpfungsketten gebunden, in denen sich kein Mensch für Zertifikate interessiert. Hier wissen die Partner voneinander und sie pfeifen auf irgendein Prüfsiegel.

Wir achten jedenfalls immer auf Fisch aus nachhaltiger Fischerei!

Oh, sehr gut. Aber ich muss an einen Kutterfischer auf Rügen denken. Der spricht keine Lobbysprache, er zeigt nicht nur auf andere. Stattdessen beschreibt er das eigene Versagen der Kutterfischer bei der Satzfisherei und beim Aufbau selbständiger Vermarktungsperspektiven. Trotzdem wird er wohl nicht mehr lange machen. Quoten und Rote Listen, für die Industriefischerei unverzichtbare Auflagen zur Nachhaltigkeit, sind für ihn eindeutig eine Existenzbedrohung. Dabei wissen alle, dass dieser Fischer ebenso wenig Schaden

in den Meeren anrichtet wie sein Vater oder sein Großvater.

Also gut, was sollen wir denn nun machen, so werde ich immer wieder gefragt, schnellschnell, wir wollen eine Antwort, wir wollen die Guten sein. Gemeint ist in der Regel: was sollen wir kaufen? Wir kaufen die unbedenklichen Produkte und dann wird weiter gefeiert. Keine Blumenerde mit Torf mehr, denn das wäre Raubbau, kein Problem. Und Ökostrom, teurer aber regenerativ, also ökologisch korrekt! Mit ein paar richtigen Konsumentenscheidungen sind wir auf der sicheren Seite.

So verläuft unser ökologischer Diskurs. Und die Politik will ebenso bedient werden: Sagt uns, was richtig ist, sagt uns, was gut ist, aber schnell! Es muss klar und konkret sein, handfest wie das Glühbirnenverbot.

Das kann man verstehen. Wir wollen die Welt jetzt heile machen, nicht später. Deshalb wird auch die Wissenschaft aufgefordert, zügig geeignete Instrumente zu liefern und Best-Practice-Beispiele zu küren. Entscheidungsunterstützungstools, Zahlungsbereitschaftsanalysen, Ecosystem Services; es muss doch möglich sein, das Richtige dingfest zu machen.

Vor solchen Anforderungen stehe ich stumm da. Ich habe, streng genommen, nur Geschichten. Von der alten Kolonistenfamilie und wie sie ihr Ackerland zusammenhält und ihren Kleinwaldbesitz. Vom Stadtförster, der auch den Betriebshof seiner Stadt am Hals

hat und an den Badeseen die Gänse vergrämen muss, weil die Urlauber sich über den Vogelkot ärgern. Vom Mediziner, der sagt, er könne als Landarzt eigentlich sehr gut leben. Vom kleinen Neubauern, der seine Produkte direkt in Berlin vermarktet und gleich noch die Sachen aus den Gärten der Nachbarn mitnimmt. Von der Selbstversorgerin und ihrer Heiterkeit inmitten ihrer Lebenshärten. Es sind Geschichten, die keine einfache Aussage haben, Teile eines Ganzen, über das ich nicht verfüge, von dem ich aber sicher bin, dass es da ist. Was soll man mit so vagen Geschichten anfangen?

Man soll sie verstehen. Es soll sich der Sinn erschließen, der auf dem Land zwischen Land und Leuten entsteht. Das verlangt Geduld, man muss zuhören. Die Kluft zwischen Stadt und Land nimmt zu und mit ihr auch das Missverständnis. Es wird von der Auflösung der Polarität von Stadt und Land gesprochen, das Land sei eigentlich nur noch urbaner Funktionsraum. Ich halte dieses Urteil für vorschnell, aber wer nicht hinhört und hinsieht, kann auf so eine Idee kommen. Tatsache ist: Die regionalen Wertschöpfungsformen und mit ihnen die ländlichen Lebensgrundlagen befinden sich immer noch im Absturz. Ob Direktvermarkter oder Selbstversorger historische Relikte oder zarte Pflänzchen sind, lässt sich kaum sagen.

Junger Mann, sagt ein Besucher unserer Veranstaltung, das ist doch keine Lösung für alle, was sie uns da vorstellen.

Das weiß ich schon, es können nicht alle Selbstversorger werden oder direkt vermarkten. Ich bin selbst einer der größten Profiteure der modernen Arbeitsteilung, denn ich lebe von geistiger Arbeit. Aber ich finde, man kann von den Selbstversorgern etwas Wichtiges lernen.

Lernen? Was denn lernen? Das dauert zu lange! Sagen sie schon, was es ist, schnell.

Es geht aber nicht schnell. Es dauert. Es ist ein Gespräch, ein Klärungsprozess. Was richtig und was falsch ist hängt vom Ort und von der Landschaft ab. Was gut und was schlecht ist hat mit den jeweiligen Spielräumen der Menschen zu tun. In diesen Spielräumen entsteht ein Gespür für Nachhaltigkeit. Das Verständnis dafür müssen wir uns erarbeiten. Die Sehnsucht nach der schnellen Unschuld vom Land ist wie der Konsum: eilig, wohlfeil und dann weiter. Sie treibt die ländlichen Räume immer tiefer in die industrielle Logik: massenhaft und einheitlich. Die Etiketten glänzen, die Gütesiegel scheinen unbestechlich, aber sie sind nur von den großen Systemen zu organisieren. Das Filigrane und Eigenartige hat in ihnen keinen Platz.

Ob sich aufgrund unserer Arbeit schon mal ein einziger Landwirt entschieden habe, auf ökologische Produktion umzustellen, wurde ich neulich gefragt.

Nein, sicher nicht, habe ich geantwortet. Ganz sicher nicht. Um Himmels willen, nein!

(2011)



## **Polin oder Deutsche?**

Über den Zwang der Identität

Neulich habe ich einen Dokumentarfilm über eine deutsch-polnische Grenzregion gesehen. Er spielt auf der deutschen Seite, irgendwo zwischen der Uckermark und Vorpommern, dort werden die ermüdeten Dörfer durch ihre Nähe zum Stettiner Ballungsraum zunehmend für polnische Siedler interessant. Sie kaufen Häuser, sie sind rührig, sie pendeln oder werden sesshaft, verschiedene Strategien schreiben sich in den Raum ein. Das ist interessant. Und, um es gleich zu sagen: ich fand den Film gut und was nun zu sagen ist, soll dem freundlichen Porträt dieser Menschen dort keinen Abbruch tun.

Aber schließlich sitzen die Filmemacher drei jungen Mädchen aus deutsch-polnischen Familien gegenüber, die noch dazu auf ein Gymnasium gehen, in dem beide Sprachen und Kulturen vermittelt werden. Und nun werden die drei gefragt: Fühlt ihr euch eher als Polinnen oder als Deutsche?

Auf diese Frage hin sehen wir in drei ratlose Gesichter. Die Mädchen überlegen, dann sagen sie irgendetwas, ihre Antworten habe ich vergessen. Man sah deutlich, dass sie sich diese Frage selbst nicht gestellt hatten. Polin oder Deutsche? Was macht das für einen Unterschied in einer Gegend, die selbst gar nicht mehr so recht weiß, was sie ist? Die es vielleicht gar nicht so

genau wissen muss?

Dennoch fragen die Filmemacher ihre zahlreichen Protagonisten nach den gegenseitigen Wahrnehmungen, am liebsten nach eingefleischten Vorurteilen. Was denken die Polen über die Deutschen? Und umgekehrt? Man sieht die Befragten in ihrem Repertoire kramen, irgendetwas holen sie heraus, die Polen sind gesellig, die Deutschen zwanghaft, etwas in der Art. Ich habe dem Geschehen eine Weile zugesehen, dann bin ich ratlos geworden. Was würde ich sagen, wenn mich jemand nach meiner Sicht auf die Polen fragt? Ich verstehe die Frage nicht mehr. Über welche Polen soll ich urteilen? Über alle? Und wie sind wir Deutschen? Kann man das überhaupt sagen?

Es gibt einen Roman von Richard Powers, er heißt „Klang der Zeit“ und handelt von den düsteren Identitätskonflikten dreier Kinder einer amerikanischen Ehe in der Mitte des letzten Jahrhunderts. Die Mutter ist eine Schwarze, der Vater ein aus Deutschland emigrierter Jude. Ihre Konflikte sind schlimm. Die Gesellschaft will diese Kinder nicht akzeptieren, sie begegnet ihnen mit einer Mischung aus Hass und Faszination, und es steht ihnen ein lebenslanger Spießrutenlauf bevor. Man versteht, wie schwer es diese Menschen hatten – und wie schwer es Menschen heute haben, die in vielen Teilen der Welt vor ähnlichen Anerkennungs- und Zugehörigkeitsproblemen stehen.

Aber was machen wir hier unterdessen, wenn wir

erwarten, dass sich die Leute zu einer Identität bekennen – ohne Not? Warum verlangen wir ihnen ab, sich auf eine Seite zu stellen und ein Abziehbild von sich zu malen, solange sie sich an dem Ort, an dem sie leben, als vernünftige Bürger verhalten? Sollten wir nicht lieber fasziniert erkennen, dass in uns alle möglichen und widersprüchlichen Dinge schlummern, zum Teil unangenehme, zum Teil attraktive? Was steckt nicht alles in uns!

In meiner Familiengeschichte finde ich schlesische Bauern, Berliner Arbeiter, hessische Adlige, arme Katholiken, reiche Protestanten, zögerliche Atheisten, überzeugte Nazis und widerstrebende Kommunisten. Davon lässt sich vieles lernen. Jeder ehrliche Mensch weiß von sich, dass er männliche und weibliche Eigenschaften, Gefühle der Unterlegenheit wie auch der Überlegenheit, Momente der Freiheit und der Zwanghaftigkeit, der Hetero- wie auch der Homosexualität, der Leichtigkeit und auch der Schwere von sich kennt. Jeder weiß, dass sich irgendwo in den Genealogien verschiedene Völker und Nationalitäten tummeln. Was soll es bringen, sich auf eines dieser Muster festzulegen außer: die Angst vor sich selbst dadurch im Zaum zu halten?

Der Identitätsdiskurs will uns auf etwas festlegen. Aber Freiheit bedeutet doch: sich in andere Möglichkeiten versetzen zu können, keine Angst vor sich selbst

zu haben. Es ist schön, dass wir in einer Gesellschaft leben, die uns nicht von früh bis spät ein Bekenntnis darüber abverlangt, wer wir sind. Es ist schön, dass die Mädchen an der deutsch-polnischen Grenze sich eben gerade nicht entscheiden müssen, ob sie Polinnen oder Deutsche sind, sondern stattdessen zwei Register haben, die ihnen den Reichtum zweier Sprachen und Kulturen bieten. Die Zeiten, in denen die Menschen zerrieben wurden, deren Beziehung zu zwei verschiedenen Kulturen offensichtlich war, liegen eigentlich hinter uns – und in Anbetracht der Flüchtlinge, die gerade nach Europa strömen, sollten wir sie nicht wieder aufrufen. Schaut einander in die Augen, redet, beschreibt eure Welt! Was interessieren mich eure Vorurteile?

(2015)

## **Mein Schulweg**

Über die Lesbarkeit des Raums

Auf dem Schulweg meiner Kindheit lief ich an Häuserwänden vorbei, die noch voller Einschusslöcher aus den letzten Tagen des zweiten Weltkriegs waren. Für uns Kinder war das normal, wie auch die zerschossenen Kellerfenster, die man nicht mit Glas, sondern mit Sperrholz repariert hatte. Auf dem Sperrholz erkannten wir kyrillische Buchstaben. Die Sowjetarmee hatte

in Eberswalde zunächst größere Teile des alten Villenviertels besetzt und sich erst später auf einen halben Straßenzug zurückgezogen.

An der zweiten Straßenecke befand sich ein Konsumladen, in dem wir beinahe täglich einkauften. Gegenüber führte eine große Treppe auf ein hohes Plateau, den Drachenkopf. Sie hieß Goethetreppe, einst aber hatte sie Bismarcktreppe geheißen. Was der Namenswechsel bedeutete, erschloss sich mir erst später.

Etwas weiter den Weg hinan folgte ein steinernes Becken mit der Aufschrift „Gesundbrunnen“, über dem ein Wasserhahn aus der Wand ragte. Ich habe nie Wasser in dem Becken gesehen und die Vorstellung, dass es hier einst munter herausgesprudelt war, erschien mir wie ein Märchen.

Vis-à-vis stand ein langes Haus mit der Aufschrift „Badeanstalt“. Den Zweck dieser Einrichtung verstand ich als Kind miss. Ich dachte, man könne hier Schwimmen gehen, dabei war es eine Anstalt zur Körperpflege, in der man sich eine Wanne warmes Wasser einlassen konnte. Dieser Irrtum widerfuhr mir Jahre später noch einmal, auf einem Trampurlaub mit meinen Freunden Deini und Gladi. In Budapest waren wir nämlich im römischen Bad am Gellertberg gewesen. Heute würde man das Wellness nennen, aber auf uns wirkte es wie ein Relikt antiker Körperkultur. Wir fanden das schön, und als wir bald darauf nach Sofia kamen und hörten, auch hier gäbe es ein altes römisches Bad, suchten wir

es unverzüglich auf, in Vorfreude auf üppige, mosaikgeflieste Becken voll warmen Wassers. Tatsächlich fanden wir ein imposantes Gebäude vor, aber als uns eine weißbekittelte Frau in ein etwas heruntergekommenes Zimmer mit Badewanne und einer rostigen Mischbatterie geführt hatte, erkannten wir den Unterschied zwischen Badeanstalt und Badeanstalt.

Ich komme vom Thema ab. Kurz vor der letzten Kreuzung führte der Schulweg an einem kleinen Schlachthof vorbei. Damals gab es noch viele Nutzungen auf den Höfen der Stadt, sie klemmten sich ohne Scheu zwischen die Wohnbebauung. Geräuschvolle oder nach irgendetwas riechende Arbeit musste sich noch nicht vor dem Wohnen verstecken. Auch nicht das Schlachten. Der Schlachthof roch nach Blut und heißem Wasser und oft sah man die Arbeiter große Schweinehälften hin- und herschieben. Wir fanden als Kinder nichts dabei. Im Gegenteil, im Winter gingen wir hinein, hielten unsere Fausthandschuhe auf und baten um Schweinezähne. Die Schlachter griffen dann in ein Gefäß, nahmen eine Handvoll Zähne und ließen sie in die Handschuhe flutschen. In der Schulpause standen wir dann an einem Waschbecken auf dem Gang und rubbelten das blutige Zahnfleisch von den Schweinezähnen ab. Später durchbohrten wir die Zähne und machten Indianerketten daraus.

Hinter dem Schlachthof, an der Straßenecke, lag ein Geschäft, das man damals Getränkestützpunkt nannte.

Das klang bereits damals für mich nach Nachkriegszeit, nach Versorgungsengpass, und insofern seltsam – allerdings auch nicht unberechtigt, denn die Versorgung war ja zu DDR-Zeiten durchaus ein Problem gewesen und die Männer in den Getränkestützpunkten hielten immer die Bierflaschen gegen das Licht, um zu sehen, ob das Helle flockte.

Ist an diesen Erinnerungen etwas Besonderes, außer, dass man merkt, wie lang die Kindheit schon her ist? Nun, ich meine, dass sich die Welt so rasant wandelt, dass allein wenige Punkte entlang eines wenige hundert Meter langen Schulwegs heute kaum noch lesbar, ja kaum noch zu glauben sind. Als Kind habe ich vieles nicht begriffen und heute ist das meiste verschwunden. Der Eckladen an der Mühsamstraße ist inzwischen zugemauert und die Einschusslöcher aus den letzten Tagen des zweiten Weltkriegs sind alle verputzt. Der Schlachthof ist geschlossen und im Getränkestützpunkt gibt es Tiernahrung zu kaufen.

Wer den Raum trotz dieser Schwierigkeiten zu lesen versucht, dem tut sich eine andere Welt auf. Man versteht, wie die Menschen von ihrer Zeit geradezu eingehüllt sind. Man sollte sich nicht einbilden, alles zu wissen, denn schon das, was man mit eigenen Augen gesehen hat, besteht aus Bruchstücken und Fremdheiten. So viele Schicksale – und alle haben sich hier abgespielt!

Was würden heute die Eltern von Kindern sagen, die mit Handschuhen voller blutiger Schweinezähne nach Hause kommen? Bei wem würden sie sich beschweren? Würden sie gegen den Schlachthof klagen oder ihren Kindern nur einen anderen Schulweg vorgeben?

In welcher anderen Welt gingen Menschen für ein warmes Wannenbad in eine Anstalt? Und schickten ihre Kinder mit einem Beutel zum täglichen Einkauf?

Wie hat es sich in einer Gesellschaft gelebt, in der auch nach über dreißig Jahren die vom Krieg zerlöscherten Fassaden noch nicht repariert waren?

Und heute, da ich nur noch mit dem Auto durch diese Straße fahre, wie ist es da?

All diese Dinge gingen mir durch den Kopf, als ich in der Denkmaltopografie für Eberswalde blätterte. Hunderte Häuser sind in diesem Buch abgebildet und beschrieben: wer sie gebaut, bewohnt, bewirtschaftet hat. Ich kannte beinahe jedes Haus, aus meiner Kindheit, aus der Zeit, als ich hier zu Fuß oder mit dem Fahrrad unterwegs war. In einem dieser Häuser war, das las ich gerade in seiner Biografie, Carl Zuckmayer zu Besuch, der hier eine Freundin hatte. Und ich dachte: Was bist du doch für ein Analphabet, das hast du ja alles nicht gewusst! Und wie soll eine Welt funktionieren, die so voller Analphabeten des Raumes ist? Es stecken so viele Spuren darin, aber die wenigsten werden für uns zu Erfahrungen, die wir aufgreifen können. Wie schade,



und vielleicht sogar gefährlich, in diesen Büchern, die der Raum uns öffnet, nicht zu lesen! Häuser, die nichts mehr erzählen, können jedenfalls auch nicht klug machen.

*(2016)*

## II

# Glückliche Grüße vom Land

Komplimente an das Oderbruch  
und die ostbrandenburgische Provinz  
(2013)

### 1. Der Auenlehm

Eine der größten Herausforderungen im Oderbruch ist es, mit dem Boden fertig zu werden.

Ein Spaziergang über den Herbstacker nach ein paar feuchten Regentagen genügt, um das zu erfahren. Nach 100 Metern hat man Schuhe, so groß und schwer wie Elefantfüße. Die Schritte werden größer und schwerer und der Versuch, die Hosenbeine unverschmutzt übers Feld zu bringen, ist vergeblich. Die Mühe bei der anschließenden Schuhreinigung lässt einen Sympathien mit der Wegwerfgesellschaft entwickeln.

Noch schlimmer ist es mit der Gartenarbeit. Bei Nässe schmiert man die immer schwerer werdenden Klumpen vom Spaten und gibt schließlich entnervt auf. Bei Trockenheit wird der Boden so fest, dass man keine Möhre aus der Erde bekommt, ohne sie abzubrechen. Dieses Jahr konnten wir mehrere Monate lang nichts ernten, nicht einmal das Wässern half. Die von

uns versprengten Fluten versanken in den trockenen Rissen auf Nimmerwiedersehen.

Es ist der so genannte Minutenboden. Sieht man den Landwirten mit ihren Schleppern auf den Feldern zu, erkennt man bald, wie hoch der Preis ist, den die Landnutzer hier für die hohe Bodenfruchtbarkeit zahlen. Wenn es günstig ist, muss man raus, ob es gerade passt oder nicht. Und günstig heißt hier nicht nur, dass das Wetter von oben mitspielt. Denn der Boden ist hier sozusagen das zweite Wetter – von unten. Natürlich hängt es vom ersten Wetter ab, aber es ist dennoch eigensinnig und störrisch.

Und schließlich ist da noch der ganze Modder, der sich ins Haus zieht. Die Kinder bringen ihn herein, man selbst macht Dreck mit seinen Botten, der Besuch trägt etwas bei, die Katzen, alle tragen Lehm ins Haus. Die Abkratzer an der Haustür sind ein Witz, man kann an ihnen herumschaben so viel man will. Ich wünsche mir einen Windfang, oder genauer: einen Lehmfang für die Schuhe.

Und dennoch hat dieser Boden etwas Großes an sich. Er riecht sehr intensiv, bei jedem Wetter und zu jeder Jahreszeit anders, aber immer schwer und voll. Manchmal dünstet dieser Auenlehm eine kräftige Melancholie aus, als wolle er mit allen Nebeln auch gleich die vielen Geschichten erzählen, die er erlebt hat: vom Oderwasser, das ihn angeschwemmt hat, vom Schweiß der Bauern, die ihn urbar gemacht haben, von den vie-

len Feldfrüchten die er getragen hat. Er erzählt auch von den Toten im Zweiten Weltkrieg und von vergangenen Siedlungsstellen. Es sind viele traurige Geschichten dabei, aber auch frohe und stolze Geschichten, und man kann sie riechen.

Ich liebe den Duft dieses Bodens, wenn es kalt ist und ich wittere ihn schon von weitem, wenn ich in einer lauen Sommernacht nach Hause komme. Wenn die Landwirte bei uns den Mist ausgebracht haben, riecht er würzig und ein bisschen süßlich, aber auch gut. Im Gegensatz zu den brandenburgischen Niedermoorböden sind die Auenlehmböden durchaus auf Dauer nutzbar, ohne sie zu dabei zu zerstören. Deshalb ist ihr Geruch für mich zugleich eine Verheißung.

Versuchen Sie es, stellen Sie sich an ein abgeerntetes Feld im Sommer, schließen sie die Augen und ziehen sie die Luft ein. So riecht der Boden im Oderbruch. So ein Glück!

## **2. Leben am Fluss**

Als im Winter 2011 das Wasser in der Oder immer höher stieg, weil sich nördlich von Hohensaaten das Eis staute, waren die meisten Leute im Oderbruch mit den Nerven beinahe am Ende. So auch ich. Vorangegangen war ein Sommerhochwasser, das auch nicht von Pappe gewesen war und nun sah es beinahe noch schlechter aus. Vielen fehlte die Kraft, ihre Habseligkeiten ein

zweites Mal aus dem Polder zu schaffen. So ein Mist, dachte ich damals, nicht schon wieder! Unsere kleine Babytochter war wenige Tage alt, wir befanden uns wie in Agonie. Sollten wir Möbel und Bücher auf den Dachboden räumen? Sollten wir Vorkehrungen treffen? Welche? Das Wasser im Flussbett stieg und stieg, wir unternahmen nichts, wir waren überfordert. Als an einem Dienstag im Radio die Nachricht kam, die Eisbrecher hätten den Durchbruch geschafft und der Pegel sei in einer Stunde um zwei Meter gefallen, fing ich vor Erleichterung an zu heulen.

Man könnte viele solcher Geschichten zusammentragen, im Oderbruch sind sie spätestens seit 1997 wieder sehr im Schwange. Und jedes Jahr ist der Blick auf die Wasserstände der Oder von wacher Bangigkeit geprägt.

Aber trotzdem ist die Oder Teil eines sehr guten Lebensgefühls im Oderbruch. Dazu tragen verschiedene Dinge bei.

Da ist zum einen die Erfahrung, dass diese Gefährdung auch eine gute Seite hat. Mein Lebensgefühl ist von einer starken Relativität unserer Sicherheit geprägt und ich empfinde es so, dass dies mein Leben besser und wirklicher macht. Denn echte Sicherheit gibt es in dieser Welt nicht und irgendwie finde ich es gut, dass ich im Oderbruch täglich daran auf eine ganz klare Weise erinnert werde. Die Gefahr an der Oder ist konkret (im Gegensatz zu möglichen Wirbelstürmen

oder sonstigen Unwettern), man muss sich nicht vor irgendetwas Diffusem fürchten, man fürchtet sich vor etwas Bestimmtem. Und man ist nicht versucht, sich trügerischen Vorstellungen hinzugeben, es könne einem nichts passieren. Das öffnet das Herz für die Schönheit des Augenblicks, für seine Vergänglichkeit, es macht mich dankbar für jeden Tag, den ich mit meiner Familie hier im Trockenen verbringen kann.

Zudem muss ich sagen, dass mir die Ingenieurleistung der Preußen Respekt abverlangt. Man jammert in Deutschland viel herum über diesen der Natur abgerungen Polder; Welch ein Irrsinn es gewesen sei, den Fluss hier umzuleiten. Aber nimmt man die gesamte Geschichte der letzten 260 Jahre, wird man zugeben müssen: Das haben die gar nicht schlecht gemacht, damals. Gemessen an vielen anderen Flussregionen ist es dem Oderbruch eher selten an den Kragen gegangen. Es ist riskant hier, das stimmt, und wenn die Oder unserer heutigen schlechten Baukultur einen Besuch abstattet, mit Dämmstoffen und Öltanks, na dann gut Nacht, Marie. Aber das unterscheidet uns nicht von anderen Orten und Landschaften, die am Fluss liegen – manche sind mit sehr bevölkerungsreichen Städten sogar noch stärker betroffen. Sollte es jedenfalls bis zum Jahre 2017 gut gehen (was ich mir sehr wünsche) dann könnten wir siebzig Jahre ohne Katastrophe feiern – das ist beinahe ein Menschenleben. Das wäre doch eine tolle Sache. Aber nun will ich nicht weiter

davon reden, vielleicht bin ich doch auch ein bisschen abergläubisch.

Und dann ist die Oder einfach schön. Veit schreibt in seinem Malerlehrling: *Die Oder riecht anders als andere Flüsse. Ich kann das riechen. Ich war an Rhein, Main, Tauber, Moldau, Weichsel, Elbe und so weiter. Alles kacke, alles keine Oder. Die Oder riecht sanfter, lieblicher, mit einem kleinen modrigen Abgang. Die Flüsse in Norwegen zum Beispiel konnte ich gar nicht riechen. Einfach zu sauber, kein Modder.* Der „modrige Abgang“ hat mit dem geringen Gefälle zu tun, das die Oder hier im Tiefland hat. Dadurch fließt sie sehr langsam und nimmt immer wieder neue Schwebstoffe auf. Reiher, Kormorane, Enten und Schwäne streichen über sie hinweg und wenn man im Winter mal keine Angst vor Hochwasser hat, dann kann man sich an den treibenden Eisschollen nicht satt sehen. Manchmal hört man irrsinnige Froschkonzerte am Ufer, die erst verstummen, wenn man näher herantritt. Geht man auf der Deichkuppe spazieren, kann man nach beiden Seiten weit schauen – hier die Oder und die Höhenzüge auf der polnischen Seite, dort der schöne Polder, den die Oder sich einst ausgeformt hat. Und neulich brachten Martin und Tobias einen Hecht aus der Oder mit. Also einen so schmackhaften Fisch hatte ich, glaube ich, überhaupt noch nie gegessen!

Die Oder gefährdet uns, das ist schon richtig. Aber wir sind ja auch frech gewesen, sie so zu behandeln.

Trotzdem bringen viele Menschen hier das Oderbruch immer noch mit der Nixe in Verbindung, die man einst auf einer alten Ofenklappe gefunden hat. Dass die Nixe als Symbol für das Oderbruch auf Akzeptanz stößt, ist für mich ein Hinweis darauf, dass es doch Frieden geben kann zwischen uns und der Oder, einen schönen Frieden sogar. Das ist das Gegenteil von der These des britischen Historikers David Blackbourn, der diese ganze Landschaft als ein Produkt des Krieges gegen die Natur interpretiert hat. Ich sehe das nicht so. Ich sitze auf dem Deich und schaue auf die Oder. Ich mag sie. Und da sie mein Haus gefährdet und nicht das von diesen ganzen Klugscheißern, werde ich es ja wissen müssen. Denn die haben hier kein Haus.

### **3. Klein Leipzig**

Wriezen, immer wieder mit Recht als Hauptstadt des Oderbruchs bezeichnet, ist eine gebeutelte Stadt. Meines Erachtens fing es mit der Trockenlegung schon an, kompliziert zu werden. Man lag direkt an der Oder, die „Faule See“ breitete sich von hier als großes Flachwasser aus, viele Bewohner waren Fischer, außerdem Handwerker und vor allem Händler: ein ganz besonderes kleines Städtchen in einer eindeutigen landschaftlichen Situation, die Lebensgrundlage lag auf der Hand. Und nun wurde die Oder in einen riesigen Kanal verlegt und Wriezen, das ja die logistische Zentrale dieser



riesigen Maßnahme war, fand sich auf einmal an einem immer müder dahin schleichenden Restgewässer wieder, an der Alten Oder.

Der Sinn dieses Siedlungsplatzes musste seither immer wieder neu errungen werden. Die einstigen Bemühungen, Wriezen trotz seiner Entfernung zur Stromoder als Hafenstandort zu etablieren, zeugen davon. Sie hatten nur vorübergehenden Erfolg. Und während die Ökonomie der Stadt noch nach Halt suchte, ging im zwanzigsten Jahrhundert der Zweite Weltkrieg über Wriezen hin und hinterließ empfindliche Zerstörungen. Es folgte der DDR-Städtebau, der zwar Wohnungen schuf, aber wenig Sinn für den Charakter dieses besonderen Ortes bewies. Und dann kam die Wende, und mit ihr brach die Logik der Konzentration des Geldes über alles herein. Wriezen kann hier nur schlecht mithalten. Das Ergebnis sieht man heute in der Innenstadt: eine große Menge an leeren Geschäften.

Die Bilanz könnte einen depressiv machen, aber bevor man sich die Sache richtig zu Herzen nimmt, sollte man in einen der wenigen Läden gehen oder ins Rathaus oder in eine Schule. Da schlägt einem meist eine schöne Freundlichkeit entgegen. Nicht übertrieben, nicht unangemessen beflissen, einfach so, höflich, mit Blickkontakt und gelassener Heiterkeit. Es ist verblüffend. Man soll keine Urteile über ganze Gruppen fällen, auch keine guten, das ist Vorurteilsproduktion. Aber heute muss ich mal eine Ausnahme machen,

denn ich stelle seit Jahren immer wieder fest, dass die Wriezener trotz ihrer misslichen Ausgangslage eine bemerkenswerte Haltung an den Tag legen. Sie tun sich nicht leid, sie sind ansprechbar und meist offen und sie geben sich Mühe, ihre von der Geschichte in den letzten Jahrhunderten eher strapazierte Stadt zu pflegen und in Ehren zu halten.

Ich habe zum Beispiel im Standesamt Wriezen geheiratet, bei Frau Mix. Es war nur eine kleine Sache, denn ein Jahr später wollten wir kirchlich heiraten und richtig feiern und betrachteten es also nur als Formalie. Aber Frau Mix hat es sich nicht nehmen lassen, die Sache ernst und liebevoll und feierlich zu behandeln und ich bin ihr bis heute dankbar dafür. Es war dann doch ein besonderer Moment.

Oder ich wollte etwas für den Bürgermeister abgeben, aber das Rathaus war geschlossen. Im Fenster neben dem Haupteingang sah ich Licht und klopfte. Fenster auf, Frau guckt raus, ach hallo, ja geben sie her, kein Problem, schön Tag noch. Das geht nicht überall.

Oder vor einigen Wochen beim Bäcker, ich kauf mir eine Streuselschnecke und es kommen zwei Bauarbeiter herein und wollen frühstücken, und es ist gleich so gemütlich, dass ich am liebsten geblieben wäre.

Jetzt ist mir schon klar, dass man auch tausend Gegenbeispiele finden kann, Muffel und Querulanten und überhaupt schreckliche Menschen wird man bestimmt auch hier finden. Aber ich glaube, viele Oderbrücher

werden mir Recht geben: Gemessen an der Lage, in der sich Wriezen befindet, ist es eine ausnehmend tapfere und freundliche Stadt. Und das bringt mich auf eine andere Stadt, zu der ich ein gutes Verhältnis habe, das ist Leipzig.

Leipzig hatte es auch nicht leicht, der Krieg hat gewütet und dann kam der DDR-Städtebau und schließlich wurde die Kraft nach Berlin abgezogen, am Ende der 1980er Jahre sah es schlimm aus. Das Wasser lief an den Wänden herunter, schwarz und verraucht sahen die Straßen aus wie in einer Apokalypse. 1989 machte ein Film Furore: Ist Leipzig noch zu retten? Das wusste man damals wirklich nicht. Aber die Leipziger haben sich in ihrer Liebe zu dieser Stadt nie irritieren lassen. Sie haben nicht mit dem Schicksal gehadert, die in Dresden immer einmal anzutreffende beleidigte Leberwurst haben sie im Kühlschrank gelassen. Und am Ende war Leipzig dann doch zu retten. Und wenn Goethe sagt: Mein Leipzig lob ich mir, es ist ein klein Paris (und bildet seine Leute) – so möchte ich sagen: Wriezen ist ein klein Leipzig, es erhält seine Leute in einem guten Geist. Und alles wird schließlich gut. Das meine ich dann doch.

## 4. In der Lummerland-Galaxie

Das Oderbruch hat eine Eigenschaft, die mir beinahe täglich Rätsel aufgibt, und das ist seine Größe.

Zum einen ist es eine weite, offene Landschaft mit sehr viel Himmel. Natürlich hat sie so viel Himmel wie jede andere Landschaft auch, aber hier steht wenig in der Gegend herum, also nimmt man den Himmel mehr zur Kenntnis. Unter diesem Himmel steht man nun als winziger Mensch allein auf weiter Flur und spürt, geradezu körperlich, das Universum. Diese Augenblicke entsprechen dem, was man früher das Erhabene genannt hat. Man ist mit seinen Sinnen eigentlich überfordert und darin erfährt man Gott und hat an ihm teil, oder, da heute viele beim Wort Gott ein Unbehagen haben, man steht mitten in einem großen Ganzen, das schön und schrecklich zugleich ist. Wenn ich hier auf dem freien Feld stehe, fühle ich mich so; winzig, aber dazugehörig, und mit meinem Verstand voll bei der Sache. Es ist großartig, aber im Oderbruch ist es nur die halbe Wahrheit.

Die andere hat man bei der Hand, wenn man in Jürgen Hartungs „Oderbruch-ABC“ hineinschaut. Dieser definiert das Oderbruch nämlich als eine Kleinlandschaft. Mit diesem putzigen Begriff ist nun auch viel getroffen. Denn nicht nur ist die Ausdehnung dieser prägnanten Gegend mit 60 x 12–20 km recht übersichtlich, auch die Gestalt des Oderbruchs vermittelt einem

die ganze Zeit das Gefühl völliger Übersichtlichkeit. Wenn ich, vor allem im nördlichen Oderbruch, durch die Gegend fahre, fühle ich mich manchmal so, als sei ich auf einer Modelleisenbahnplatte unterwegs. Überall Bäumchen, Häuschen, Kühe, Strohballen und Flüsschen, zwischen denen sich mit jedem zurückgelegten Meter die Perspektive verschiebt – und alles nett eingefasst von diesen Hügelketten, an denen der Blick haften bleibt.

Das führt zu sonderbaren visuellen Effekten. Es gibt hier Stellen, von denen aus kann man fast alle Kirchen im nördlichen Oderbruch sehen, obwohl man sich unten befindet, also nicht auf einem herausgehobenen Aussichtsplateau. Altreetz, Neuküstrinchen, Altmäde- witz, Wriezen, Altranft, Neutornow, Altgietzen... es ist verrückt, wie weit man gucken kann! Die Dörfer zeichnen sich mit ihren roten Dächern ganz klar an den Horizontlinien ab, unterbrochen nur von den Pappelreihen. Und selbst mein eigenes Haus sieht man von ganz vielen Stellen aus in der Landschaft stehen, als sei es ein Spielzeug. Ich möchte, wenn ich weiß, dass jemand zu Hause ist, immer herüberwinken: Kuckuck, hier bin ich, seht ihr mich?

So habe ich ein Lebensgefühl, das ständig zwischen Lummerland und Milchstraße hin- und herpendelt. Es spornt zu vielen Reflexionen über den Raum an. Die Landschaft ist mal heimelig und bietet Geborgenheit, dann wieder stößt sie einen beinahe zurück mit ihrer

rohen Kraft. Natürlich hat das Wetter die Regie über diese Harmonien. Aber ich bin mitten darin eine Figur, die Leben hineinbringt.

Manchmal stelle ich mir vor, andere Wesen beobachten das Treiben in diesem Mikrokosmos von oben. Ich denke dann, dass sie sie nach kurzer Zeit alle Leute und ihre Autos kennen (wir sind ja nicht viele) und sich darüber kaputt-lachen, welche Wege wir fahren. Hin und her, her und hin. Dann sehen sie, wie wir in den Gärten herum-pusseln und abends Lagerfeuer machen oder Feste feiern. Oder wie wir in den Kirschbäumen sitzen und uns den Bauch prall futtern oder etwas bauen – um dann wieder in den verschiedenen Häusern zu verschwinden, sei es, um uns auszuruhen oder um etwas zu schreiben oder um uns dort zu treffen. Es muss ein sehr lebendiges und meist heiteres Bild sei, das wir da abgeben. Und man kann sagen: es trägt nicht.

## **5. Vögel im Oderbruch**

Fast überall auf der Welt gibt es Vögel, und wer auf sie achtet, hat in ihnen gute Gesellen. Sie singen die unglaublichsten Lieder, bevölkern Himmel und Erde und beleben die Landschaft auch dann, wenn Bäume und Sträucher im Winter wie tot erscheinen. Es ist mir oft ein Rätsel, wie die Stand- und Strichvögel bei uns durch den Winter kommen und überhaupt: Je mehr man den Vögeln zusieht und zuhört, umso mehr Grund

hat man, sie zu bewundern. Ich finde, dass das Wort Schöpfung, das wir heute kaum noch gebrauchen, bei den Vögeln immer noch so klingt, wie es klingen sollte: nach einer herrlichen autopoietischen Energie, die vor allem zu hören ist.

Im Oderbruch sind die Kraniche zu bestimmten Jahreszeiten die absoluten Könige. Im Frühjahr tanzen sie ihre Tänze auf dem Acker und fliegen auf und nieder. Ich bin kein Ornithologe, aber mir kommt es so vor, als hielten sie sich länger hier auf als früher. Zum einen gibt es immer mehr Brutpaare, aber auch die Zeit des Sammels scheint sich auszudehnen. Dann fliegen die Kraniche über mein Haus hinweg und trompeten so stolz und laut, dass es mir einen Riss gibt. Im September oder Oktober stehen hier meistens irgendwo Kraniche in der Nähe. An diesen Tagen zieht es mich heraus und ich möchte etwas im Garten tun, zum Beispiel den Hühnerstall streichen. Solange die Kraniche rufen, habe ich das Gefühl, in etwas Geborgen zu sein, das viel größer ist als ich.

Gefolgt werden die Kraniche von den Gänsen, die einen eher metallischen, harten Ruf haben. Auch über die Gänse freue ich mich sehr. Ich muss bei ihrem Erscheinen oft an die Geschichte von Nils Holgersson denken und frage mich dann, woher und wohin sie wohl gerade unterwegs sind. Ich weiß, dass den Landwirten diese großen Zugvogelschwärme zu schaffen machen, und ich habe Respekt vor ihren Sorgen. Für

mich ist es dennoch schön, sie hier zu sehen. Auch die Kiebitze rufen unglaublich schön, oft die ganze Nacht durch. Auf den Feldern sind sie perfekt getarnt, man muss genau hinsehen, wenn sie weiter weg sind. Aber ihr Flug ist nicht zu verwechseln.

Die Habichte haben zwar schon mehrfach ein erfolgreiches Auge auf unsere Hühner geworfen, ich möchte sie dennoch nicht missen, genau so wenig wie die anderen Greifvögel, die Roten Milane, Falken und Mäusebussarde. Selten sieht man eine Weihe über das Feld streichen und manchmal stehen Seeadler auf dem Acker. Sie sind so groß, dass man, zumindest wenn man viel mit Bildbearbeitungsprogrammen am Computer arbeitet, denkt, da habe jemand falsch skaliert.

Graureiher sehe ich immer nur einzeln über das Bruch hinweg fliegen, sie wirken auf mich, als hätten sie etwas zu erledigen. Im Herbst sammeln sich manchmal viele schneeweiße Silberreiher an den Gräben. Sie sehen aus wie aus einer anderen Welt.

Große Vögel sind natürlich für Laien immer ein bisschen leichter zu identifizieren. Die Störche machen alle Leute im Oderbruch froh, einige sangen mal bei unserem Kienitzer Liederfest „Der Storch ist unser Wappentier“. Ich staune, wie lange die Störche in ihren Nestern mit dem Schnabel klappern, manchmal bis weit in die Nacht hinein. Einmal kam einer Ende Oktober hier vorbei, er war ganz sauber, wie aus dem Ei gepellt. Damals kam sogar das Fernsehen, um ihn



aufzunehmen. Aber da war der Storch schon wieder weggeflogen. Der Journalist hat dann mit uns Dorfbewohnern als Zeugen vorlieb genommen, für das Abendjournal. Da haben mich meine Eltern im Fernsehen gesehen.

In den nächsten Tagen kommt der regionale Stromversorger vorbei, um auf unserer Wiese eine Nisthilfe aufzurichten. Mal sehen, ob sich ein Paar darauf einlässt.

Viele Vögel sind Kulturfolger, wie die Schleiereule, die manchmal in der Dämmerung ganz dicht und geräuschlos an mir vorbeifliegt. Der ziehende Ton beim Balzflug des Männchens ist wunderbar gruselig.

Im Frühling höre ich oft den Pirol von den Hängen pfeifen. Er liebt die lichten Robinienwälder dort. Der Pirol ist nur kurz da, weshalb ich immer die Vergänglichkeit aller Dinge in mir spüre, wenn er singt. Später dann ruft hier die Wachtel im Feld und ihr Ruf ist für mich untrennbar mit der Erzählung von Johannes Bobrowski verbunden, die wir mit Freunden oft vorgetragen haben: Stiller Sommer, zugleich etwas über Wachteln. Für die Wachtel ist es schwer bei der heutigen Landnutzung, erfolgreich zu brüten, wie für viele andere Vögel auch. Aber wir hören sie immer wieder. So ist es auch mit der Lerche, die mir mit ihrem Schmettergesang ein physikalisch immer noch ungeöstes Rätsel aufgibt, denn man kann eigentlich nicht glauben, wie sie so singen und zugleich so steil in die

Höhe flattern kann. Wenn man im Bruch die Lerche hört, weiß man, dass es nun Frühling wird, auch wenn noch Schnee liegt und es bitter kalt ist.

Im Frühling geht mir das Treiben der Vögel oft zu schnell. Ich begreife nicht, wie man in so kurzer Zeit ein Nest bauen, Eier legen und ausbrüten und dann flugfähige Junge großfüttern kann. Die ganzen Rot-schwänze, Schafstelzen und Gelbspötter haben es so eilig, dass ich selbst ganz unruhig werde. Zum Glück singen die Nachtigallen zwei Mal – erst zur Balz und dann noch einmal, um ihren Kindern das Singen beizubringen. Das ist wichtig! Wir hatten mal eine Nachtigall im Gesträuch, da mussten die Eltern vorher von der Katze gerissen worden sein, die konnte jedenfalls nur ein halbes Lied. Die Lücke hatte sie notdürftig versucht, mit Strophen von anderen Vögeln zu stopfen. Es klang jämmerlich und weil sie keinen Erfolg hatte, sang sie den ganzen Sommer durch. Man konnte kein Auge zumachen, einmal rannte ich nachts in den Garten und rüttelte am Pflaumenstrauch: Gib `s doch auf! Aber der Nachtigallenhahn wollte geliebt werden wie jeder andere.

Krähen und Raben sieht man im Oderbruch auch oft, aber ich höre sie eher selten. Nur das Schackern der Elstern, im Frühling ist omnipräsent. Oft sind es marodierende Banden aus Jungvögeln. Naja, man muss vielleicht nicht alles schön finden. Sehr lustig ist übrigens das Geschwätz der Stare, es wirkt so, als

hätten die Tiere Humor. Wenn die Jungvögel über die Wiese staken, sieht es majestätisch und doch clownesk aus. Und wenn mal ein Grünspecht zu Besuch kommt und im Garten nach Ameisen sucht, ist es eine wahre Freude.

Auf der freien Flur im Oderbruch sind die Grauammern für mich beinahe die wichtigsten Vögel. Ihr Gesang ist ein seltsam klirrendes Stottern, als rasselte jemand mit dem Schlüsselbund, nur lieblicher. Ich habe die Grauammern sehr gern. Sie brauchen Singwarten: Zaunpfähle, Strommasten, Schilder. Dort sitzen sie und machen ihr eigenwilliges, unaufdringliches Geräusch.

Die Vögel machen unsere Welt lebendig, mein Oderbruch lebt durch die Vögel. Sie sind täglich um uns, morgens wenn wir aus dem Fenster in den Garten und auf das Feld sehen, sind dort die Vögel. Ein Glück!

Ich sehne mich oft danach, im Garten in einem Liegestuhl den Vögeln zu lauschen und dabei einzuschlafen. Das gelingt nicht oft, denn es gibt noch andere Geräusche, die auf Antwort oder auf Hilfe zielen, die meinen einen also, im Gegensatz zu den Vögeln, die nur für sich singen, persönlich. Sie kommen vor allem von Familienmitgliedern und sind ganz anders.

Aber auch schön.

## 6. Fleisch!

Es gibt eine deutsche Soziologin, über die ich vor Jahren schon einmal geschrieben habe, weil sie unsere Arbeit für ländliche Diskurse als „Sterbebegleitung“ abgetan hat. Ich habe ihr diese selbstgefällige Dummheit bis heute nicht verziehen und deshalb neulich wieder voller Neugier einen Artikel von ihr gelesen, in dem sie die Veränderungen der deutschen Ernährungsgewohnheiten beschreibt. Von der historischen Subsistenzwirtschaft, in der die Menschen sich selbst versorgt haben, verläuft ihrer Ansicht nach eine direkte Entwicklung zu den Convenience-Produkten aus den heutigen Supermarktregalen, also zu dem ganzen vorgekochten Zeug aus der Fabrik. Das ist in den Augen dieser Soziologin ein objektiver Prozess, gegen den man nichts machen kann. Wer heute noch selber kocht, so meint sie, ist entweder zurückgeblieben (wird also verschwinden) oder er macht das nur aus Gründen des Lebensstils, d.h. er kocht nur, um sich als Angehöriger einer höheren Schicht auszuweisen, in der man sich von anderen abhebt, indem man sich einen Rotwein aufmacht und erlesene Zutaten auswählt. Kochen als Distinktion und Zeitvertreib.

Mich erinnert das an den Staatsbürgerkundeunterricht meiner Kindheit, wo es immer hieß, es gäbe zwar noch freie Handwerker, aber diese würden sich mit der Zeit von selbst abschaffen – weil sie objektiv nicht

mehr nötig seien. Oder es gäbe zwar noch Menschen, die in die Kirche gingen, aber da auch das Opium für das Volk im Kommunismus überflüssig sei, würde es logischerweise verschwinden und man müsse sich mit solchen Dingen nicht weiter beschäftigen. Die Kirchgänger gingen also eigentlich nur noch zum Schein in den Gottesdienst, eine Art historischer Fliehkraft, sie haben noch nicht gemerkt, was gehauen und gestochen ist.

In meinen Augen ist so eine Argumentation nicht haltbar. Erstens hat es auch vor zweitausend Jahren keine reine Subsistenzwirtschaft gegeben, die Menschen haben schon immer geteilt, abgegeben, gehandelt oder mussten einfach für andere mitarbeiten. Und zweitens gibt es auch heute eine Vielfalt an Möglichkeiten, sich so oder anders zu ernähren. Mit Fortschritt hat das Ganze nichts zu tun, den Fortschritt gibt es überhaupt nicht, es gibt nur einzelne Fortschritte und was im Zweifelsfall einer ist, darüber kann man trefflich streiten. Es gibt keine Etikettiermaschine, mit deren Hilfe man das Verhalten von Menschen, etwa solchen, die ihr Essen in Teilen selbst produzieren, einfach wegstempeln kann. Diese Menschen sind da und sie stellen gerade wegen des Vorhandenseins von Fertigsuppen eine Herausforderung für unseren Intellekt dar. Warum tun sie das, was sie tun? Warum halten sie Tiere, schlachten sie, warum stellen sie ihre Wurst lieber selbst her? Warum ziehen sie Mohrrüben, wo doch

allein die Samen so viel kosten wie eine Packung bei Aldi? Das ist doch eine spannende Frage!

Wie wenig das Fortschrittsmodell der eingebildeten Soziologin bei der Erklärung wirklicher Ernährungsgewohnheiten hilft, sieht man leicht an den Unterschieden zwischen Land und Stadt beim Fleischverzehr. In den großen Städten gibt es immer mehr Vegetarier und nun zunehmend auch Veganer. Das hat viele Gründe – moralische Bedenken (Klimawandel, Tierwohl), aber auch Lifestyle, da es nun mal im Augenblick schick ist und als aufgeklärt gilt, sich so zu ernähren. Ich habe den Eindruck, dass die Industrie an diesen Trends mitarbeitet, denn wenn alle nur noch Substrate aus dem Glas essen, hat die synthetische Nahrungsmittelproduktion erheblich bessere Aussichten.

Und dann gibt es da noch ein weiteres, in der ganzen Debatte vollkommen unterschätztes Moment: Für die meisten Großstadtbewohner ist es buchstäblich sinnlos, Fleisch zu essen. Es schmeckt zwar vielleicht und macht bestimmt satt, aber gemessen an dem Umstand, dass für diesen Genuss möglicherweise Tiere leiden müssen, ist das ein hoher Preis. Und das ist ein wichtiger Unterschied zum Landleben.

Sofern wir nicht Schaffleisch aus eigener Haltung zum Verzehr im Hause haben, decken wir einen großen Teil unseres Fleisch- und Wurstbedarfs bei Peter und Annett aus dem südlichen Oderbruch. Sie lassen wiederum bei Andreas in Neubarnim schlachten, der

ein sehr freundlicher und unfassbar fleißiger Mann ist. Ich war schon dabei und habe zugesehen, wie er geschlachtet und das Fleisch verarbeitet hat. Es ist beeindruckend, wie schnell und sicher seine Handgriffe sind und wie er es hinbekommt, dass die Tiere so wenig Stress wie möglich erleiden.

Das macht die Sache allerdings im Detail nicht unbedingt einfach. Imma Harms hat ihre irrenden Gefühle bei der Schlachtung dreier Schweine in ihrem Buch „Dünne Haut und dickes Fell“ beschrieben – ich erkenne auch meine Empfindungen darin wieder. Man hat Respekt vor der Leistung, aber es handelt sich nun einmal um eine Tötung. Neulich brachte ich meine Schafe zur Schlachtung nach Neubarnim. Das große hatte immer laut geblökt und war sehr zurückhaltend gewesen, aber das kleinere hatte sich zutraulicher verhalten, wir hatten, unfreiwillig, doch eine gewisse Beziehung zu ihm aufgebaut. Nun kam also der Schlachter und sofort drehte sich das Kleine neugierig zu ihm um. Andreas sagte: „Ach, du bist ja lieb!“ und damit hatte er es an der Kandare – und mich packte die Rührung.

Ist es ein Skandal, was wir da tun, eine Anmaßung? Hat es etwas mit unserem eigenen Tod zu tun? Wie denken wir über die Tiere, wenn wir sie schließlich essen? Bewahren wir eine Erinnerung von ihnen? Hatten sie es gut bei uns? Und wenn diese Fragen so schwer zu beantworten sind: Warum ziehen wir das dann trotzdem durch, ohne endgültige Klarheit zu haben?

Im letzten Sommer traf ich Peter auf der Rückfahrt von Andreas' Schlachthof aus Neubarnim, er hatte Mutterschafe abgeliefert. Die Wahl, welche Tiere es treffen sollte, war ihm schwer gefallen. Obwohl er jeden Monat Tiere nach Neubarnim bringt, sah man, wie ihm die Sache aufs Gemüt schlug. Er hatte die Tiere gemocht und er hatte entschieden, sie schlachten zu lassen.

Auch die anderen Menschen im Oderbruch, die ihr Kleinvieh selbst schlachten oder die größeren Tiere gemeinsam mit einem Metzger töten und verarbeiten: Sie tun es, aber sie tun es nicht gern. Warum sollte es dann einen Wert haben?

Durch die Haltung von Tieren wird man zu jemandem, der Leben ermöglicht. Man übernimmt Verantwortung für dieses Leben und schließlich auch für dessen Ende. Das rührt in mir eine Saite an, die immer verschieden schwingt; traurig und vital, eine Liebe zum Leben, eine Anerkennung der Sterblichkeit. Ich höre diese Saite noch in mir, wenn ich das Fleisch verarbeite oder wenn ich es esse. Ich denke an die Tiere und an die Menschen, die sie mit ihrer Arbeit in Nahrungsmitteln verwandelt haben, ich denke an ihr Leben, und unser Leben, und mein Leben. Es ist nicht schön, die Tiere zu schlachten, aber es ist Teil eines Sinnzusammenhangs, zu dem das Essen dazugehört – der Sinn geht aber umgekehrt im Essen nicht auf. Er hat mit dem ganzen Leben zu tun. Das Fleisch ist hier



mehr als ein Nahrungsmittel, in ihm treffen ganz viele Stränge aufeinander, es schafft eine Nähe zu den anderen Kreaturen. Leben und Tod, Arbeit und Genuss.

Und es gibt noch einen anderen Grund, der das Fleisch auf dem Land so wertvoll macht: Mit Fleisch und Wurst kennt man sich in vielen ländlichen Räumen Deutschlands gut aus, es ist einfach vor Ort zu verarbeiten und zu veredeln. Das ist mit vielen edlen Milchfeinkostprodukten anders – ein guter Bergkäse kommt jedenfalls nicht aus dem Oderbruch. Der Genuss von Fleisch erlaubt den Menschen hier eine höhere Eigenständigkeit in ihrer Ernährung. Sie sind weniger abhängig, sie wissen selbst, was sie da auf dem Teller haben – und es ist köstlich. Die Wurst aus Neubarnim schmeckt sehr gut und das Fleisch aus Basta ist so lecker, dass wir es von Mal zu Mal weniger würzen, wenn wir es zubereiten. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen ist es für mich hier draußen in gewisser Hinsicht „sinnlos“, vegetarisch oder gar vegan zu leben. Andere können das gern machen, ich bin froh, dass ich es nicht muss.

Deshalb musste ich sehr lachen, als ich im dritten Teil von Veits „Malerlehrling“ las, wie er bei der Armee einen schrecklichen Heißhunger auf frisches Fleisch bekam und was er unternahm, um ihn zu stillen. Aber das ist eine andere Geschichte.

## 7. Wind, Wind, fröhlicher Gesell!

Unser Haus wurde vor ungefähr 120 Jahren gebaut. Es steht ziemlich allein auf einem Ackerschlag, ein bisschen erhöht. Die Bewohner meines Dorfes nennen den Ort: den Mühlenberg. Also, von einem Berg kann man eigentlich nicht reden, aber wenn man zum nächsten Graben Richtung Herrenwiese läuft, dann sieht man, dass es schon ein bisschen höher da ist als im breiten alten Mäanderbett, so zwei, drei Meter vielleicht. Ob das im Hochwasserfall etwas nutzt, kann ich (zum Glück) nicht sagen.

Mit Sicherheit aber kann ich sagen, dass dieser Standort dem Wind viele Angriffsmöglichkeiten bietet. Das müssen auch die Erbauer des Hauses gemerkt haben, denn sie errichteten genau hier eine Bockwindmühle. Ihre ökonomische Zukunft sollte durch das Müllerhandwerk gesichert sein! Dazu gab es vier Morgen Land, gerade genug für etwas Vieh und ein paar Feldfrüchte, später auch Tabak. Die neoklassizistische Schaufassade richteten sie nach Neutornow aus, obwohl das vier Kilometer weg ist, aber der angehende junge Müller kam aus Neutornow und er wollte seinen gedeihenden kleinen Wohlstand offensichtlich in die Richtung seines Heimatdorfes demonstrieren.

Jedenfalls ist die Bockwindmühle irgendwann abgebrannt, sodass es mit der stolzen Müllereexistenz ein Ende hatte, obwohl immerhin in der Scheune noch

eine kleine Schrotmühle eingebaut wurde, die steht da heute noch. Aber an der Identität des Müllerberufs schien die Familie trotzdem festzuhalten, denn als später in Sonnenburg ein altes Eisenwindrad ausrangiert wurde, holte man sich das hierher auf den Acker und baute es wieder auf. Ein riesiges Ding mit 32 Flügeln, das den Dachfirst des Wohnhauses weit überragte und einen Höllenlärm machte. Genutzt wurde es wohl ebenfalls zum Mahlen, aber auch zum Pumpen von Wasser, vielleicht auch, um ein bisschen Strom zu machen. Die alten Bewohner von Neutornow erzählen, dass sie es sich damals dreimal überlegten, ob sie da vorbeilaufen wollten, so garstig soll das Quietschen und Klappern dieses Ungetüms gewesen sein. Und überhaupt war es viel zu windig da draußen.

Ja, es weht forsch auf dem „Mühlenberg“. Herr R., von dem wir das Haus kauften und der ein direkter Nachfahr dieses Müllers ist, sagte neulich zu mir: „Es ist ja ganz schön da draußen, aber wenn der Wind von Osten bläst, dann sitzen Sie ja in der ersten Reihe!“

In der Tat ist der Wind meist ungemütlich. Schon im Sommer reduziert er die Abende, an denen man frei im Garten sitzen kann, ohne zu frösteln. Er treibt auch die Heizkosten im Winter nach oben und manchmal gehen wir mit den Kindern nach wenigen Minuten wieder ins Haus, weil es einfach nicht auszuhalten ist. Der Wind ist oft lästig, er bremst das Wachstum der Pflanzen, trocknet den Boden aus, fährt mir durch die

Kleider, pfeift im Ofen, rüttelt an den Dachsteinen. Er macht einem das Leben im Oderbruch nicht leicht und außerdem lockt er Investoren für die Windenergienutzung an. Ich bin nicht grundsätzlich gegen Windräder im Oderbruch, aber eine kleine Flaute böte eine Verschnaufpause bei dieser rasenden Energiewende.

Und! Doch! Mag! Ich! Den! Wind! Er fordert meinen Widerstand heraus. Ich sehe den zähen Tieren zu, wie sie hier auf dem Feld gegen den Wind fliegen oder laufen, ich stemme mich beim Spazierengehen dagegen, ich bewundere mein Haus und die alte, eben windschiefe Scheune, dass sie dem Wind so lange widerstanden haben. Ich staune über die Hühner, wie ihr Gefieder vom Wind durchlöchert wird und ich freue mich über die Bäume, die sich in ihm wiegen und biegen. Durch den Wind ist am Himmel im Oderbruch immer etwas los und man lernt den Wert von Schutz und Geborgenheit jeden Tag neu schätzen. Überhaupt ist es vor allem der Wind, der mir das Wunder dieses Siedlungsraumes immer wieder neu vor Augen führt. Im Oderbruch wohnt man nicht einfach so vor sich hin. Man widersteht.

Wenn es einmal windstill ist, dann steht man draußen und staunt. Es ist dann, als läge die Luft wie Seide auf der Haut, zart und unbewegt – aber doch leicht, so das man spürt: Sie könnte sich jederzeit wieder in Bewegung setzen. In solchen Momenten überkommt mich ein Gefühl tiefer Dankbarkeit. Ich könnte das

nicht empfinden, wenn es hier nicht beinahe täglich wie verrückt pusten würde. Ein paar Hecken müssen schon sein, aber der Wind ist der Wind, er gehört dazu. Manchmal ist er übrigens auch lau und freundlich. Einen Windfang an der Nordfront des Hauses wünsche ich mir trotzdem. Wenn ich einmal groß und reich bin, kommt der da dran.

Die Vorbesitzer unseres Hauses, die ja als Müller angefangen hatten, haben das mit dem Wind übrigens scheinbar noch konsequenter gesehen als ich. Als wir das Grundstück vor sechs Jahren kauften, gab es keine Hecke, keinen Strauch, kaum Schutz gegen den Wind. Die Mühle war zwar verschwunden, aber auf einen Mühlenberg gehört ein ordentlicher Wind!

## **8. Älterwerden und Altwerden**

Mein Leben fühlt sich manchmal an wie eine rasende Zugfahrt. An vielen Haltestellen fährt der Zug durch oder er hält zu kurz. An ein Umsteigen ist schon längst nicht mehr zu denken. Weil die Fahrt immer schneller wird, scheint die Landschaft an mir vorbeizuziehen, es bleibt zu wenig Zeit, sich an ihr zu erfreuen. Ich kann in dieser Beschleunigung keinen Sinn erkennen, ich weiß nur, dass der Zug irgendwann zum Stehen kommen wird, aber dass es für mich, wie für alle Menschen unserer Kultur heute schwer ist, dieses Ende der Fahrt als ein Ziel zu begreifen. Wir halten die Menschen frü-

herer Zeit, die den Tod noch als Erlösung empfunden haben, für naiv, ohne uns klar zu machen, dass wir es vielleicht sind, bei deren Umgang mit Leben und Tod etwas grundsätzlich verkehrt läuft. Das allgemeine Beklagen „wie die Zeit vergeht“ wird immer von Momenten der Unruhe unterbrochen. So drückt mir das schwindelerregende Großwerden der Kinder beharrlich die Frage ins Herz, ob ich die gemeinsame Zeit auch genügend genossen habe und genieße. Und das Älterwerden der Eltern wirft zehrende Fragen auf, ob man gemeinsame Gelegenheiten, sich zu begegnen, versäumt hat und immer noch versäumt. Die Veränderungen, die man an sich selbst bemerkt, haben auch ihre Botschaft; man erkennt beizeiten, dass der eigene Körper nur auf eine bestimmte Frist hin seinen Dienst tun wird.

Die meisten Menschen, die ich kenne, schlagen sich mit diesen Erfahrungen herum. Sie laufen dann durch einen Dunst aus Unbehagen und Sprachlosigkeit. Und es wäre auch albern, so zu tun, als könne man dieses Problem der Vergänglichkeit aus der Welt reden. Es geht einfach alles zu schnell, weil wir zu viel in unser Leben hineinpacken.

Aber diese Erfahrung ist unvollständig. Es gibt noch eine zweite, völlig entgegengesetzte Erfahrung, nämlich dass das Älterwerden ein Gewinn ist, ein Wachstum an Reife und Gelassenheit. Dass es schön ist, die Unsicherheiten der Jugend hinter sich zu lassen. Dass

die Dinge sich entfalten, eine Richtung erhalten, die man selbst beeinflusst hat. Dass man sich immer weniger an Dinge klammert, die einen unfrei machen, dass man vielmehr fähig wird zur Dankbarkeit dem Leben gegenüber. Diese Erfahrung ist mindestens genauso stark, und ich hoffe immer, dass sie letztlich die Oberhand behalten wird, so dass ich zufrieden abtreten kann, „wenn mein Stündlein vorhanden ist“.

Und bei all dem tut es mir nun gut, dass ich in einem provinziellen Raum lebe. Ich teile diesen Raum mit anderen, mit alten und jungen Menschen. Sie alle bevölkern meine Welt und viele kenne ich persönlich und sehe sie täglich. Ihr Älterwerden geht für mich recht langsam, es ist ein kontinuierlicher Prozess. Er ist nichts Besonderes, wir unterliegen ihm alle und bei denen, die man täglich sieht, teilt man in gewisser Weise auch das Tempo der Zugfahrt, man synchronisiert sich und steht mit der Erfahrung der Vergänglichkeit nicht allein. Ich denke mir, so geht es vielen Menschen, auch denen, die in einem Mietshaus leben und die Nachbarn kennen.

Es gibt nun aber immer mehr Räume, die so gebaut werden, dass die Begegnung mit anderen Menschen nur flüchtig sein kann. Die anderen teilen dann mit einem nur den Augenblick, ansonsten ist man für sich. Das mag in einer Samstagnacht ganz nett sein, im Leben finde ich es furchtbar. Da ziehe ich es vor, dass mein Nachbar jeden Tag mit seinem Hund bei mir

vorbeikommt und wir über das Wetter reden. Wohlge-  
merkt, es immer der gleiche Nachbar und gerade das  
ist doch das Schöne daran. Die Vorstellung, dass da  
jeden Tag jemand anders entlangläuft, finde ich sehr  
unattraktiv.

Im täglichen Leben mit den anderen fällt mir auf,  
dass die besten Jahre der Menschen nicht automatisch  
ihre jüngsten sind, das sieht im Leben jedes Einzel-  
nen ganz verschieden aus. Manche werden grau und  
fahl, andere werden grau und schön. Es kommt auch  
darauf an, wie man lebt und es liegt natürlich auch am  
Glück – an dem, das man hat und an dem, das man  
empfindet. Ich sehe Jugendliche in der größten Not  
ihres Lebens und ich sehe vergnügte Alte. Die Panik  
des rasenden Zuges legt sich so. Wo jemand stirbt, ist  
man traurig. Aber jedes Mal, wenn ich am Haus von  
Frau Haack vorbeifahre, denke ich an sie. Die einst  
hier waren, bevölkern meine tägliche Welt auf gewisse  
Weise immer noch. Es ist nicht flüchtig. Es ist, als kön-  
ne man die Beschleunigung der Zeit damit auflösen.  
Und wenn Otto in mein Büro kommt und etwas wegen  
des Friedhofs will, dann nehme ich mir mehr Zeit als  
früher. Nicht so sehr wegen des Friedhofs, mehr wegen  
Otto. Der Moment kommt nicht wieder, man sollte ihn  
wahrnehmen und die Ohren aufsperrn.

Ich stelle mir vor, dass ich alt bin und einige meiner  
Freunde sind noch da, und sie sind auch alt. Und dass  
wir es irgendwie schaffen, uns gegenseitig zu helfen,



bei den immer größeren Erschwernissen des Alltags. Das wäre schön. Denn ich will doch hier nicht weg und aus Not in die Stadt ziehen müssen. Ich will doch hier bleiben, bei den anderen.

## **9. Den Schnabel selbst wachsen lassen**

In den letzten Jahren hat sich der Sprachgebrauch in Deutschland in rasendem Tempo verändert. Das Tempo, in dem die Leute ihre Sprache umbauen, beunruhigt mich. Dabei sind es verschiedene Veränderungen:

Zuerst haben wir die Anglizismen, in deren Folge ein Jugendkonto heute *First Cash* und ein gutes Beispiel *Best Practise* heißt. Dieser Umbau der Sprache ist ausgerechnet in den Wissenschaften am radikalsten vollzogen worden, mit dem Argument, dass man sonst im Weltmaßstab zurückbleiben würde. Die Deutsche Gesellschaft für Ökologie etwa hält ihre Tagungen nur noch auf Englisch ab, sogar Sessions ohne einen einzigen ausländischen Teilnehmer werden auf Englisch durchgeführt. Englischlernen ist eine gute Sache, aber dass die eigene Sprache unterdessen dermaßen vernachlässigt wird, dass das normale Denkvermögen darunter leidet, ist schade. Ganze Bücher sind darüber geschrieben worden und man dachte immer, es ginge nur um gekränkten Nationalstolz, aber gerade an der Entwicklung der deutschen Wissenschaften lässt sich erkennen, dass es um ganz was anderes ging, nämlich

um eine kollektive Schwächung des Geistes durch die Aufgabe reflektierter Sprache.

Diese Schwächung, die Störung der Beziehung von Sprache und Denken ist durch die Moralisierung des alltäglichen Sprachgebrauchs inzwischen zu einer allgemeinen Erscheinung geworden. Mich ängstigt das. Die Idee, man könne die Welt verbessern, indem man die Sprache einer Säuberung unterzieht, zeugt für mich von einer sterilen und lieblosen Beziehung zur Sprache. Alles raus, was uns nicht gefällt, dann ist das Denken bereinigt und dann ist keiner mehr böse. Ich glaube nicht, dass das aufgeht. Ich verstehe, dass man auf Abstand geht, wenn jemand verächtlich spricht. Aber die Meinung, man könne durch allgemeine Regeln, etwa durch Ächtung und Neuerfindung von Worten, dafür sorgen, dass die ihnen zugrunde liegenden Muster verschwinden, ist absurd. Manche Worte haben einen diskriminierenden Ursprung, sind es aber heute nicht mehr. Andere Worte sind völlig harmlos, können aber im Sinnzusammenhang ausgrenzend sein. Und außerdem kann man auch lügen, d.h. sich vollkommen korrekt ausdrücken und trotzdem den anderen gegenüber die bösartigsten Ressentiments hegen. Ob etwas diskriminierend ist, lässt sich nicht auf dem Reißbrett entscheiden.

Manchmal habe ich auch den Verdacht, dass gar nicht die Diskriminierung der einen Menschen durch die anderen, sondern die Ungleichheit zwischen den

Menschen überhaupt abgeschafft werden soll. Statt sich also an den tausenderlei verschiedenen Möglichkeiten, Mensch zu sein, zu erfreuen, wird allein die Tatsache, dass wir verschieden sind, zu einem Skandal erklärt. Das führt dazu, dass uns die Worte abhandeln kommen, diese Verschiedenheit zu beschreiben und sie voller Genuss zu erkunden.

Der moralische Druck, der auf die Sprechenden ausgeübt wird, führt nun dazu, dass sich die Sprache stärker als je zuvor aufspaltet. All jene, die auf gesellschaftlichen Aufstieg und Erfolg hoffen können, die also eine Karriere vor sich haben und über genügend kulturelles oder materielles Kapital verfügen, krempeln ihre Sprache um und reden korrekt. Sie passen ihre Wortwahl den Hierarchien an, in denen sie aufsteigen wollen, sie vermeiden alles, was auffallen könnte, die sagen „ein Stück weit“ und „ich glaube“, um Zeit für die Kontrolle ihrer Wortwahl zu finden. Jeder Politiker und jede Politikerin weiß, dass ein falsches Wort heute das Aus bedeuten kann.

Und all jenen, die sich mit ihrem Leben als Unterprivilegierte abgefunden haben, ist das scheißegal. Die verschärfen womöglich sogar ihren Tonfall. Und da sind wir auf dem Land, zum Beispiel im Oderbruch. Hier wohnen viele Menschen, denen aus einer angepassten Sprache keine Vorteile entstehen. Sie reden nicht diskriminierender als anderswo, aber sie reden klar, in ihrer Sprache ist Platz für Witz, Spott, unerwar-

tete Perspektivwechsel, Bosheit, Wärme und kollektive Erfahrung. So ist es ja mit allen echten Dialekten, die dort gedeihen, wo Menschen miteinander auf Augenhöhe leben. Da nutzt es nichts, wenn man sich besonders geschickt ausdrückt, da ist es besser, zu sagen, was man meint. Im Übrigen hat dies nichts mit einer Abneigung gegen einen großen Wortschatz oder gegen eine differenzierte Ausdrucksweise zu tun, die habe ich hier nie erlebt. Es ist ein kollektives Sprachgefühl, das darauf ausgeht, was jemand meint, wenn er den Mund aufmacht – und nicht, ob er sich an ein politisches Normenraster hält.

In diesem Sprachfeld, obwohl es manchmal voller grober Brocken und spritzender Pfützen ist, fühle ich mich sicher. Ich rede mit den Leuten hier, ich höre ihnen zu und ich habe auch das Gefühl, dass mir zugehört wird. Es ist eine Form von Freiheit und für mich ist es eine der wichtigsten Freiheiten überhaupt.

Ich wünsche mir, dass die Menschen in den Provinzen ihre eigene Sprache pflegen. Das heißt nicht, dass sie achtlos diskriminierend reden sollen. Aber dass sie bei sich bleiben sollen und sich den Schnabel, der ihnen gewachsen ist, nicht von außen zukleben lassen sollen, das meine ich.

## 10. Dunkelheit

1994 muss es gewesen sein. Unser Haus war im Rohbau, aber die Fenster waren schon geliefert worden. Um Geld zu sparen, hatten wir entschieden, sie selbst zu streichen. Das war ein bisschen eine Fehlentscheidung gewesen, denn diese neuen Verbundfenster mit ihren ganzen Beschlägen kann man nicht gut selbst streichen. Aber egal. Um unsere Fenster vor Dieben zu schützen, schafften wir sie rüber zu Stefan, unserem Nachbarn. Später sollten welche so frech sein und drei der bereits eingebauten Fenster doch noch klauen. Aber das ist eine andere Geschichte. Jedenfalls ging ich nun einige Male zu Stefan hinüber, um bei ihm die Fenster zu streichen.

Stefan war damals schon etwas weiter als wir, er hatte einen Baustrahler und überhaupt alles so eingerichtet, dass man auch in der kalten Jahreszeit was im Haus machen konnte. Und es war die kalte Jahreszeit, November, lausig draußen. Ich strich nun bei ihm meine Fenster, bis ich mal pieseln musste, ging also raus und sah – nichts! Vollkommene Dunkelheit, vielleicht ein bisschen Streulicht darin, durch den Nebel, der sich gleichmäßig im Bruch ausgebreitet hatte, aber sonst nichts.

Es war einer der intensivsten Momente in meinem ersten Oderbruchjahr. Diese neblige Dunkelheit war sensationell. Ich weiß noch, wie ein regelrechter Jubel

in mir aufstieg darüber, dermaßen am Arsch der Welt zu sein, wo man nichts, aber auch gar nichts mehr sehen konnte.

Das klingt ein bisschen bizarr. Aber ich kann es nicht anders erklären als damit, dass wir heute überall Licht haben. Reklamelicht und Straßenlicht und Licht aus purer Langeweile, überall ist Licht installiert, selbst dort, wo man es gar nicht braucht – und noch dazu oftmals hässliches Licht. Das ist mir zu viel. Morgens, wenn ich aufstehe, versuche ich auch im Herbst oder im Winter so lange wie möglich ohne künstliches Licht auszukommen. Ich empfinde mich nicht als sehr lichtempfindlich aber vielleicht doch als kunstlichtempfindlich.

Auch das November-Oderbruch ist nicht mehr so stockduster wie einst, aber immerhin, es gibt schon noch Stellen, die sind schwarz wie die Nacht. Es liegt auch daran, dass nicht überall eine Straßenbeleuchtung installiert ist bzw. sie zu teuer kommt und nur noch zeitweise eingeschaltet wird. Wenn man noch einen kräftigen Nebel zur Dunkelheit dazu hat, dann ist man wirklich in einer anderen Atmosphäre.

Licht ist eine tolle Sache, das Augenlicht allemal, und dennoch ist mir die Fähigkeit dieser Landschaft, dunkel zu sein, sehr angenehm. Man wird auf sich zurückgeworfen, auf seine Situation. Man schafft sich Momente großer Geborgenheit. Gern gehe ich im Herbst und im Winter bei Dunkelheit aus dem Haus

und sehe von außen durch die beleuchteten Fenster hinein. Es ist wunderbar, vor allem, wenn Leben darin ist, wenn die Kinder spielen oder beim Kochen helfen. Oder wenn Freunde drinnen sitzen und trinken und lachen. Und wenn einmal kein Nebel ist, dann sehe ich die Sterne, so viele Sterne! Vielleicht liegt dann schon Raureif auf dem Gras. Er macht ein leises, knirschen- des Geräusch, wenn man darüber läuft. Die Dunkel- heit ist auch eine Kultivierung des Hörens.

Vor einiger Zeit war ich in einem hell beleuchteten Land zu Besuch. Als ich zurückkam, setzte ich mich draußen vor die Küche und sah in die Runde. Die Luft wurde langsam dunkel. Hinten an der Straße wech- selten ein paar Autolichter. Die Glut meiner Zigarette leuchtete. Am anderen Ende des Ortes hatte der Nach- bar, wie jeden Abend, sein Lagerfeuer angemacht. Das war's.

Angekommen.

## **11. Die Landwirte in meinem Horizont**

Erste Szene: Es sind Freunde aus der Stadt da, mit Kindern. Nach kurzer Zeit haben die Gören den Gar- ten verlassen und springen hinten auf dem Feld her- um. Dort steht Winterweizen, schon ganz schön hoch. Noch bevor ich eingreifen kann, steht der Leiter des örtlichen Landwirtschaftsbetriebes an der Straße und

ruft „Aba raus aus't Jetreide!“ Ärgerlich schlägt er die Autotür zu und fährt weg.

Zweite Szene: Es ist nachts. Von monströsem Poltern geweckt, sitze ich aufrecht im Bett. Im Zimmer ist es hell, scheinwerferhell. Ich denke, es ist etwas Schlimmes passiert, mindestens eine Invasion aus dem Weltall! Ich sehe aus dem Fenster: In einer Reihe stehen dort vier riesige LKW, die der Reihe nach mit Zuckerrüben befüllt werden. Das Poltern der Rüben ist enorm und es dauert die ganze Nacht. Die Sattelschlepper fahren ohne Unterbrechung.

Dritte Szene: Ich hänge Wäsche auf, Windeln, Kindersachen, eigene Sachen. Es ist Mai. Über den Acker weht ein sanfter Wind. Er bringt einen sonderbaren Geruch mit sich. Es ist ein Herbizid, das gerade auf der Kultur gegenüber ausgebracht wird. Der Tank ist gelb. Die Sache ist ein bisschen unangenehm. Das Gelb des Tanks sieht dazu unangemessen lustig aus. Eine fröhliche Giftspritze.

Vierte Szene: Ich schreibe dem Betriebsleiter einen Brief. Er hatte sich irgendwo über uns beklagt: Junge Leute aus der Stadt, die hier rausziehen und rummeckern. Ich schreibe ihm, er könne doch mit uns reden. Trotzdem bin ich mit dem Tonfall meines eigenen Briefes unzufrieden. Es steckt was Selbstgerechtes drin. Ich kriege es nicht aus dem Brief heraus. Ich schicke den Brief trotzdem ab.



Fünfte Szene: Mein Telefon klingelt. Ein Mann ist dran, er sagt, er hätte von mir einen Brief bekommen, er wüsste überhaupt nicht, was ich von ihm wolle. Nach einer Weile stellt sich heraus, dass der Mann denselben Vor- und Nachnamen hat wie der Betriebsleiter – und im selben Ort wohnt. Ich entschuldige mich, wir lachen. Den Brief schicke ich, obwohl ich die richtige Adresse nun weiß, nicht mehr ab. Aber ich mache einen Termin mit dem Betriebsleiter.

So könnte man endlos weitererzählen. Geschichte reiht sich an Geschichte. Die kleine Genossenschaft, die die meisten Felder hier bewirtschaftet, habe ich in all den Jahren immer besser kennengelernt. Heute ergibt sich folgendes Bild: Es sind bescheidene, klug agierende Landwirte. Ihr oberstes Prinzip lautet: den Betrieb als Betrieb im Dorf erhalten. Sie zahlen sich nur geringe Löhne aus, um so viel wie möglich Beschäftigung im Ort zu ermöglichen. Deshalb haben sie auch in den schwersten Zeiten ihr Milchvieh behalten. Diese Veredelung der landwirtschaftlichen Produktion bringt ein paar Arbeitsplätze mehr als der Marktfruchtbau, auch wenn es manchmal sehr knapp ist. In den letzten Jahren wurden die Haltungsbedingungen für die Milchkühe fortlaufend verbessert. Es ist still bei den Kühen geworden, denn es geht den Tieren gut, sie haben keinen Stress. Die Landwirte düngen ihre Felder mit Mist, weil der aus ihrer Sicht für die Bodenfruchtbarkeit besser ist, als die Güllewirtschaft. Auch

das verursacht höhere Kosten, es ist ihnen die Sache aber wert. In ihren Schlägen gehen sie recht differenziert vor. Entlang der Entwässerungsgräben haben sie an vielen Stellen auf Ackergras umgestellt, um die Erosion zu verringern und dem Gewässer- und Deichverband die Arbeit zu erleichtern – die Zeitfenster, in denen man auf Grasland zur Krautung der Gräben an die Flächen kommt, sind größer. Die Genossenschaft ist für alle Belange des Dorfes ansprechbar. Man kann hingehen, wenn man bei etwas Hilfe braucht, etwa sich von dem Schlosser etwas schweißen lassen will oder wenn man eine schwere Maschine auf dem Friedhof braucht. Oder man kann sich Hühnerfutter für einen guten Preis kaufen. Als ich fürchtete, meine Hochzeit im Garten könnte ins kalte Regenwasser fallen, schlossen mir die Landwirte bereitwillig ihre Maschinenhalle auf. Und als ich ein Pleinair mit Künstlern und Wissenschaftlern über den Wert von Grund und Boden veranstalten wollte, stellten sie uns einen Ackerschlag von fünf Hektar zur Verfügung, auf dem wir machen konnten, was wir wollten. Nicht alles, was wir da veranstaltet haben, hat ihnen sicher eingeleuchtet. Aber sie haben es gelten lassen und sie hatten auch keine Angst, dass ihnen die Kollegen vielleicht einen Vogel zeigen würden.

Was die Belastungen des Wohnens auf dem freien Feld anbetrifft, kann ich heute sagen: Sofern man einsieht, dass die jeweilige Bewirtschaftung sinnvoll

ist, lässt sich vieles gut aushalten. Gespritzt wird selten und so wenig wie möglich. Bei den fetten Böden im Oderbruch ist es im Feldbau sehr schwer, anders zu wirtschaften. Ich habe Stellen gesehen, die einmal durch eine Ungenauigkeit ausgelassen worden waren. Was hier wächst, ist unglaublich. Disteln und Melde, dicht und satt, viele stickstoffliebende Kräuter. Die Rübenenernte nervt durchaus (abgesehen davon, dass der Rübenanbau im Oderbruch wegen veränderter Beihilfen sehr zurückgegangen ist) – aber wenn der Abtransport nicht auf einmal erfolgt, fallen hohe Mietpreise für die Maschine an, die die Rüben in die Sattelschlepper bugsiiert. Und auf einem bestellten Acker trampelt man wirklich nicht herum, es gibt genügend Zeiten im Winter, im Herbst oder nach den Sommerernten, in denen man querfeldein laufen kann.

So kommt eins zum anderen. Inzwischen habe ich erkannt, wie verwundbar die Landwirte in ihrer täglichen Praxis sind. Wenn sich Anwohner über Belastungen beschwerten, geht ihnen das nahe. Sie leiden darunter, wenn einige die Landwirtschaft im Dorf nicht mehr akzeptieren und den Weg nicht zum Gespräch suchen, sondern stattdessen bei einem Amt anrufen und sich beschwerten. Es kann nun mal ein bisschen stinken oder die Straße wird mal dreckig, das bleibt nicht aus. Sie geben sich ja Mühe, den Siedlungsraum so wenig wie möglich zu stören. In meinen Augen machen die Leute, die die Landwirte dauernd wegen sol-

cher Belastungen anzeigen, die Dörfer kaputt. Sie wollen Wohnsiedlungen, keine Dörfer. Bislang sind sie bei uns in der Unterzahl. Von den medialen Feindseligkeiten, denen konventionelle Landwirte heute oft ausgesetzt sind, ganz zu schweigen – hier sind die Landwirte schon lange verstummt. Sie fühlen sich nicht richtig verstanden. Ihr persönliches Risiko, ihr Fleiß, ihr tägliches Ringen, ihr Bemühen um nachhaltige Lösungen, all das interessiert kaum jemanden. Die Landwirte fürchten auch um das angepachtete Land, denn durch die steigenden Pachtpreise oder durch puren Unverstand könnte es an andere Pächter gehen, die viel mehr zahlen – und hinterher schlechtere Arbeit machen. Da die Betriebe sehr knapp kalkulieren und auf ganz bestimmte Stoffkreisläufe angewiesen sind, ist manchmal schon der Verlust weniger Hektar schmerzhaft.

Solche Betriebe wie diese Genossenschaft im nördlichen Oderbruch gibt es immer noch eine ganze Menge im Oderbruch. Sie werden von gut ausgebildeten und besonnenen Landwirten getragen, die versuchen, ihre betriebliche Vielfalt so groß wie möglich zu halten und dem Spezialisierungsdruck des Marktes nur vorsichtig nachzugeben. Die meisten von ihnen haben sehr zurückhaltend oder gar nicht auf die Anreize der Energiewende reagiert. Sie wollen nicht möglichst viel Geld mitnehmen, sie wollen eine gute Landwirtschaft machen.

Ich meine schon, dass es eine Menge Probleme mit

der heutigen Landnutzung gibt. Aber ich denke nicht, dass man diese Landwirte dafür verantwortlich machen kann. Sie versuchen, innerhalb der gesellschaftlichen Bedingungen vernünftig zu handeln. Anders kann ich es nicht sagen.

Wenn man all das begreift, beginnt man, sich auf seinem Wohnplatz inmitten der Felder zu Hause zu fühlen. Man nimmt gern die eine oder andere Einschränkung in Kauf, denn man weiß, dass die, die hier arbeiten, es schwer genug haben. Überhaupt helfen sie einem öfter, als man ihnen helfen kann. Die Vorstellung, dass ihre Flächen einst von Filialbetrieben bewirtschaftet werden könnten, die Kapitalgesellschaften ohne lokalen Bezug gehören, ist mir dagegen ein Graus. Wenn man dann ein Anliegen hat, eine Frage, eine Kritik vielleicht – wohin geht man dann? Zum Filialleiter. Und der wird sagen: Das entscheide ich nicht. Es ist dann wie bei den großen Discountern: durch Kennziffern gesteuert, fertig. Und im nächsten Jahr wird vielleicht an den nächsten Investor verkauft und alles geht von vorne los.

In diesem Jahr nahmen wir unseren dreiviertel Hektar Ackerland aus der Pacht, um eine Streuobstwiese anzulegen, auf der wir auch Schafe halten wollen. Ich gehe aus den oben genannten Gründen nicht davon aus, dass die Umwandlung von Ackerland per se eine gute Tat ist, aber wir wollten das eben mit unserem Land machen. Trotzdem war ich ein bisschen ange-

spannt, wie die Sache mit dem Betrieb ablaufen würde, der die Fläche bis dahin von uns gepachtet hatte. Da stand eines Tages der Feldbauleiter in guter Laune bei mir vor der Haustür. Wann es denn losgehen sollte? Ich erwiderte, naja, die Pacht geht bis zum 30. September, also danach. Ach, meinte er, wenn unsere Verpächter ihr Land wieder selbst nutzen wollen, da sind wir nicht so. Da hätten Sie das auch schon viel eher zurückhaben können!

Unterdessen ernteten andere Landwirte gegenüber dem Haus einen Schlag ab. In der Erntezeit müssen sich alle Feldbauern beeilen, also fuhren sie bis in die Nacht hinein und mähten und droschen. Wir saßen draußen, tranken ein Glas Wein und sahen zu, wie sie mit ihren Scheinwerfern über den Acker führen. Es sah toll aus.

Das Leben im Oderbruch ist das Leben in einer Agrarlandschaft. Wer Landwirte um sich herum hat, mit denen er sich versteht, der hat Glück.

## **12. Sich selbst helfen können**

Klar Kennie! Mach ick dir! Ich stehe mit zerbrochenem Gartengestühl auf dem Hof meines Nachbarn. Die Eisenkonstruktion ist gebrochen. Franz kann mit Metall umgehen. In seiner Familie hat man es nicht so mit dem Holz, aber beim Metall gibt es keine Berührungsängste. Es wird geschweißt und geflext, was das Zeug

hält und übrigens ist Franz nun auch Schlosser geworden. Er kann mir alte, verrostete Felgen von Anhängern wieder herrichten und neue Mäntel aufziehen. Er fertigt mir Weihnachtskerzenhalter, die nach dem alten Prinzip direkt in die Stämme gesteckt werden. Ein schönes Hoftor hat er mir mal gebaut. Alles, was aus Eisen ist, fügt sich in seinen Händen wie Butter.

Der Hintergrund für seine Affinität zum Metall sind die Mopeds und Autos. Jahrelang haben die Leute zusammen an ihren Kraftfahrzeugen herumgeschraubt. Viel ist von der damals erworbenen Kompetenz noch übrig: ein Verständnis der Maschinen, eine Ausstattung mit Werkzeugen und eine Einstellung, sich nicht von der Technik abschrecken zu lassen.

Vom Mauern und Putzen lassen sich die meisten Oderbrücher auch nicht abhalten. Die ollen Schuppen auf dem Hof sind selten eine Zierde, das Gefrickel an den DDR-Schwarzbauten ist nicht mutig genug, die Gebäude stehen unbeholfen aneinander gelehnt auf dem Hof. Aber sie sind selbst gemacht und ich finde es bemerkenswert, wie wenig Menschen hier Angst vor der Maurerkelle hatten. So habe ich mit den Jahren einen gewissen Frieden mit der Schuppen-Baukultur in unseren Dörfern gemacht. Sie ist nicht schön, aber sie ist besser als das Fertigteilzeug in den Wohnsiedlungen.

Dann haben wir die Gärten. Es ist doch erstaunlich, was in da alles angebaut wird! Man kann mit den

Leuten fachsimpeln und tauschen – Erfahrungen und Früchte. Bei einer Sommerschule zur Subsistenzwirtschaft erzählten uns viele Oderbrücher, was sie alles im Garten anbauen und wie viel Spaß ihnen das macht. Sie haben immer etwas zu tun und sie haben immer eine Portion Glück im Kochtopf, bestehend aus eigenen Kartoffeln, Möhren oder Blattgemüse.

Erstaunlich auch, wie viele Menschen hier Vieh halten. Hühner gehören immer noch zu einem normalen Hof dazu. Überall scharrt das Federvieh und man spricht kaum darüber, so selbstverständlich ist es. Gänse und Enten schnattern ebenfalls munter herum. Auch Schafe, Ziegen, Schweine werden gehalten, manche haben sogar ein, zwei Kühe. Die Oderbrücher haben immer noch viel Erfahrung und Sicherheit im Umgang mit dem Vieh. Das beeindruckt mich.

Brennholz machen auch fast alle selbst. Gefällte Alleebäume sind im Nu fortgeschafft, andere fahren in die umliegenden Höhen und holen nach Absprache mit den Förstern ihr Holz direkt aus dem Wald. Wer einmal anfängt, mit Holz zu heizen, bekommt einen speziellen Blick: Er sieht, ja er riecht geradezu das Brennholz. Für seine Bergung braucht man eine Mindestausrüstung: eine Motorsäge und einen Autoanhänger, zu Hause Beil und Hauklotz oder einen Spalter.

Die Gebäude und Anlagen unserer Kirchgemeinde sehen nur im Ausnahmefall eine Firma, das meiste wird von den Leuten selbst erledigt. Das oberste Gebot



hier ist, kein Geld auszugeben, wenn man es auch selbst machen kann. Das ist für die Handwerker nicht immer erfreulich, zumal sicher einige fachliche Standards von den Laien ignoriert werden. Aber für die Dörfer ist es essentiell.

Wenn in Schiffmühle oder Neutornow ein starker Regen niedergeht, schwemmt es den Sand von den Höhen hinter auf die Straße. Manchmal ist sie so zugeschwemmt, dass sie gar nicht mehr passierbar ist. Früher, hat mir Herr W. erzählt, dauerte es eine halbe Stunde, dann waren alle draußen, mit Schippe, Pferd und Fuhrwerk war nach kurzer Zeit alles fortgeschafft. Heute ruft man doch eher nach der Feuerwehr. Das ist schade, aber es ist immer noch viel von dieser Fähigkeit da, so viel, dass ich denke: Wenn es nicht anders ginge, dann stünden sie alle im Nu wieder auf der Straße. Und immerhin besteht die Feuerwehr ja auch aus den Leuten im Dorf.

Die eigene Kraft gilt heute gesellschaftlich kaum noch etwas, da man alle Dienstleistungen kaufen soll und es als schrullig betrachtet wird, sich selbst um etwas zu kümmern. Umso wichtiger ist es, dass wir diesen Dingen selbst eine Geltung beimessen. Wir wissen nicht, was kommt. Ich neige mitunter zu düsteren Zukunftsaussagen, in denen Menschen, die sich selbst helfen können, eine Schlüsselrolle spielen. Die Orte im Oderbruch könnten, im Gegensatz zu vielen Retortensiedlungen, ihr Überleben durchaus stärker aus sich

heraus gewährleisten. In der Wissenschaft nennt man diese Eigenschaft Resilienz, sie bezeichnet die Fähigkeit, auf Veränderungen und Störungen zu reagieren und sich dabei selbst zu erhalten. Aber ganz gleich, wie die Zukunft aussieht, in der Fähigkeit, sich selbst zu helfen, liegt die Stärke des Landlebens. Und gemessen an dem, was die Leute hier alles können und machen, ist das Oderbruch recht gut bei der Sache!

### **13. Meine Kirche**

Oft zeige ich unseren Besuchern die Kirche in Neutornow. Sie steht auf dem Berg an der Neuenhagener Insel, so dass ich sie fünf Kilometer entfernt von meinem Haus aus sehen kann. Es ist eine helle, sehr freundliche Kirche. Sie wurde einst auf friderizianischem, also königlichem Land für die Kolonisten von Neutornow gebaut. Man hat sie damals als einfachen Kasten auf eine Terrasse am Hang gestellt. Das Gebäude muss den Gemeindegliedern der Herrnhuter geähnelt haben, viereckig, schlicht und schmucklos. Erst einhundert Jahre später kam der Turm mit dem Geläut dazu, das in den Jahren darauf immer wieder konfisziert wurde, um die Glocken in Kanonen umzugießen. Wie dem auch sei, der Turm brannte noch im selben Jahr ab. Beim Wiederaufbau entschloss man sich, eine Empore zu ergänzen. Heute steht da eine vollständige, proportional sehr ausgeglichene kleine Kirche am Hang. Man

glaubt, ein Architekt habe sie in einem Strich geplant, aber so war es nicht.

Was die Gemeinde anbetrifft, die sich hier getroffen hat und immer noch trifft, ist es wohl immer ein Balanceakt gewesen, denn es waren nie besonders viele Gemeindeglieder. 24 Kolonistenfamilien waren es am Anfang, also wurden die Gabower von Altglietzen nach Neutornow umgemeindet. Die Gabower nahmen das krumm, als alte stolze Fischerbauern, die in Altglietzen zur Kirche gegangen waren, sahen sie keinen Anlass, sich zu den Neuankömmlingen in die Kirchbank zu drücken. Noch heute sitzen die verbliebenen Gabower auf der linken Seite des kleinen Kirchenschiffes, Richtung Heimathof. Sie gehören dazu, aber unter Vorbehalt. Für einen eigenen Pfarrer hat es in Neutornow nur zeitweise gereicht, meist teilte man sich das Amt mit Altglietzen, heute noch mit Neuenhagen und Hohensaaten und bald, ja bald vielleicht mit Werneuchen oder mit Doberlug-Kirchhain.

Wie dem auch sei, für die Neutornower Kirche gab es bessere und schlechtere Zeiten. Wer heute in einer leeren Kirchbank sitzt und das für eine neue Entwicklung hält, kann einmal in die alten Kirchenbücher gucken um zu sehen, dass auch schon vor achtzig Jahren Gottesdienste mangels Beteiligung ausgefallen sind. Die Märker waren in ihrer Glaubensausübung nie besonders beflissen. Das hat sympathische und problematische Seiten. Sympathisch ist, dass in dieser

Kirchgemeinde keine Kontrolle der Gemeindeglieder erfolgt, jeder kann kommen und gehen wie er will, und er muss nicht mal mit dem Zucken einer Augenbraue rechnen, wenn er wegbleibt. Problematisch wird es, wenn es an Menschen grundsätzlich dünn wird – und das ist gegenwärtig der Fall.

Das Dorf ist nicht leer, in Schiffmühle, Neutornow und Gabow sind die Häuser bewohnt. Aber die Menschen wenden sich ab von solchen Einrichtungen. Zum einen ist es der ganz normale Aderlass des Engagements, der auch viele Vereine und Ehrenämter betrifft. Zum anderen ist es ein Verstummen des Religiösen überhaupt. Darüber mag jeder denken, was er will. Ich meine, dass das Verlassen der Kirche und die Tatsache, dass die Menschen aufhören, zu singen, sehr verwandte Phänomene sind, Phänomene des Verstummens.

Aber ich verstehe auch, dass viele Menschen sich unwohl im kirchlichen Kontext fühlen. Sie haben das Gefühl, dass von ihnen eine Preisgabe ihrer Freiheit und ihres Verstandes verlangt werden, dass sie einem zwielichtigen Club beitreten sollen. Ich kann das verstehen, die Kirchen haben zu dieser Wahrnehmung beigetragen. Und nun ist es vielleicht zu spät.

Mir selbst sind diese Kirche und das mit ihr verbundene Leben jedenfalls wichtig. Ich gehe gern hinein. Über dem Eingang steht: Tut mir auf die schöne Pforte. Es ist in der Tat ein wunderschöner Ort, der eine

Verheißung in sich trägt, ohne die irdische Welt ringsherum zu verachten. Denn nach allen vier Himmelsrichtungen kann man durch klares Fensterglas hinausschauen, in diese herrliche Landschaft, die hier bei jedem Wetter großartig aussieht. Die Innengestaltung ist klar und schlicht. In den Bänken sieht man Granatsplittereinschläge aus dem zweiten Weltkrieg. Wenn ich diese Bänke ansehe, dann stelle ich mir vor, wie viele Menschen hier schon gesessen haben, Gottesdienste gefeiert und wichtige Höhepunkte in ihrem Leben begangen haben. Ich selbst habe in dieser Kirche geheiratet und alle meine Kinder sind hier getauft worden. Ich habe hier mit der alten Frau Wiemer gestanden und das Abendmahl empfangen, dabei zum Segen ihre Hand haltend. Es war ein wichtiger Moment in meinem Leben. Wir haben hier Erntedank gefeiert und aus den Erntedankgaben mit den Kindern für alle eine Suppe gekocht. Schön ist auch, dass die Kirche recht klein ist, so dass man auch mit wenigen Besuchern erfolgreiche Veranstaltungen machen kann. Wenn 25 Leute da sind, dann sieht es schon ganz passabel aus. Und jedes Jahr proben wir in dieser Kirche mit dem Herrenwieser Vokalensemble und zum Konzert ist die Kirche voller als am Heiligen Abend. Das ist immer ein großartiger Moment für alle.

Die Kirche in Neutornow ist für mich ein Ort des Glücks. Ich habe viele gute Momente hier erlebt; geweint, gesungen und gelacht. Ich bin hier den Men-

schen aus anderen Generationen näher als an jedem anderen Ort. Wir teilen etwas miteinander, das wir schwer ausdrücken können. Vielleicht ist es so, dass wir uns als Gleiche begegnen, sofern wir vor einer Instanz gleich sind, auf die wir uns gemeinsam beziehen. Die Kirche verbindet mich mit den letzten zehn Generationen, die diesen Platz und diese Landschaft gestaltet haben, die gehofft und gebangt und versucht haben, ein gelingendes Leben zu leben und dafür um einen Segen gebeten haben. Ich weiß nicht, ob sie mich auch mit den nächsten Generationen verbinden wird. Das wird sich zeigen.

#### **14. Heimatarbeit**

Vor einigen Jahren schrieb ich eine Kolumne, die mit dem Titel „Was ist dein Tagwerk?“ überschrieben ist. Ich behauptete darin, dass man hier auf dem Land gut mit den Menschen über ihre Arbeit sprechen kann. Dass sie in der Lage sind, einem zu erklären, was sie tun und welchen Sinn dieses Tun hat. Dass sie einem bereitwillig Einblick in die Schwierigkeiten ihrer Arbeit gewähren aber auch in die Momente des Gelingens.

Diese Erfahrung hat sich in den letzten Jahren vertieft. Vor allem liegt das an dem Projekt Heimatarbeit, das Anne mit uns an zwei Schulen in Wriezen zusammen mit Lehrern und Schülern und vielen Leuten in

der Region durchführt. Ziel dieses Projektes ist es, die persönliche Frage nach der späteren Arbeit der Schüler (Was soll ich einmal tun?) mit der Frage nach dem Sinn von Arbeit und Arbeitsteilung überhaupt zu verknüpfen und dies im Gespräch mit den arbeitenden Menschen im Oderbruch, so dass alle Beteiligten ein Verständnis von dem erlangen können, was wir Regionalwirtschaft nennen: Was machen wir hier, wovon leben wir? Worin kooperieren wir, welche Ressourcen nutzen wir? Geht die Bindung an die Heimat für uns mit Einschränkungen einher, und was gewinnen wir umgekehrt dafür, dass wir hier arbeiten statt, meinetwegen, in Stuttgart?

Wir leben in einer arbeitsplatzfixierten Gesellschaft, in der die vielen Formen des Arbeitens, die nicht auf den Erwerb von Geld gerichtet sind, immer mehr unter Druck geraten. Weil dies so ist, haben die Politiker ein Loblied auf die Ehrenamtler angestimmt, die sie im Moment gerade mit dem schrecklichen Titel „Kümmerer“ bezeichnen. Die Subsistenzwirtschaft und die Familienarbeit genießen nicht so ein Prestige, aber sie sind vom selben Schicksal betroffen. Alles, was kein Geld bringt, verliert die Anerkennung als Arbeit. Somit stehen alle, die für irgendwas Verantwortung übernehmen, irgendwie als ehrenwerte Dummköpfe da, denen man ständig danke sagen, für die man Empfänge organisieren und die man mit etwas auszeichnen muss. Ich glaube, ein solcher Versuch der Beweihräucherung

nicht erwerbsmäßiger Arbeit wird nichts bringen. Man muss die Erfahrungen dieser Menschen nutzen und ernst nehmen. Statt jenen zuzuhören, die etwas tun, heftet man ihnen einen Orden an.

Sehr viel bringt es deshalb, die Menschen im Oderbruch nach ihrer Arbeit zu fragen. Dann erkennt man, dass jedes Leben sich zwischen den Polen der Arbeitsteilung und der Subsistenzwirtschaft bewegt und dass jeder Mensch in diesem Spannungsfeld für sich eine Lösung finden muss. Was mache ich selbst, wo lasse ich mir von anderen helfen, welche Leistungen muss ich kaufen, welche kann ich anders erlangen, auf welche sollte ich verzichten? Und wenn diese Lösung glücklich ist, dann bildet sie eigentlich immer ein Dreieck aus Erwerbsarbeit, Selbstversorgung und gesellschaftlicher Verantwortung.

Menschen, die in dieser Hinsicht glücklich sind, findet man im Oderbruch zu Hauf. Sie sind Autoschlosser oder Ärztin, Pfarrer oder Lehrerin, Schäfer oder Tierarzt, Gärtner oder Meierin. Sie gehen einer Arbeit nach, über deren Sinn sie ebenso viel nachdenken wie über das, was diese Arbeit wiederum von ihnen abverlangt. Sie tun viele Dinge selbst und reflektieren, dass sie dennoch von anderen abhängig sind. Sie engagieren sich in sehr vielfältiger Weise für ihre Gegend, für die Rahmenbedingungen ihres eigenen Lebens. Und so wird deutlich, dass sie weder einen Job haben, noch ein von ihrem Leben losgelöstes Ehrenamt, noch



eigentlich ein Hobby. Denn alle diese Sphären sind so miteinander verknüpft, dass sie sich gegenseitig befruchten und stützen.

In vielen Bereichen unserer Gesellschaft ist dieser Zusammenhang nicht mehr gegeben. Da haben die Leute hier eine Karriere, dort eine Familie, und da eine Freizeit. Und ihre Eltern hatten einmal ein Ehrenamt und ihre Großeltern hatten Hühner! Im Oderbruch dagegen, da hat man noch alles auf einmal.

## **15. Weiden sind schön!**

Das Oderbruch ist eine Auenlandschaft, ihr typisches Gehölz ist die Weide. Sie wächst als Busch, Strauch oder Baum, kann längere Überschwemmungen ertragen und hat biegsame Triebe. Die Weide gehört zu den Bäumen, die wieder ausschlagen können, wenn man sie kappt oder köpft. Deshalb haben wir hier viele Kopfweiden. Die können recht alt werden, wenn man sie gut pflegt, es ist wunderbar, wenn die mit Mulm gefüllten bizarren Körper im Frühjahr wieder frische Triebe schieben.

Lange Zeit war die Weide ein wichtiger Baum für die Menschen im Oderbruch. Sie kauten auf der Rinde herum, wenn sie Zahnschmerzen hatten und nutzten die leichten, langen jungen Äste als Stiel für Heugabeln. Sie schnitten die frischen Triebe als Viehfutter und pflanzten die Weiden auf allzu feuchten Wiesen, um

diese zu entwässern. Sie flochten die Ruten zu Körben und Möbeln und nicht zuletzt nutzen sie die Weiden auch als Brennholz, da es schnell wieder nachwuchs, leicht kleinzukriegen war und für das Backen von Brot eine hervorragende Asche lieferte, in der sich die Glut lange hielt. Die Hirten schnitzten sich aus den Weidenruten kleine Flöten und Pfeifen, sie hatten ja Zeit. Und wenn ein Fischer seine Bootskeule an einer Weide festmachte, war die vielleicht beim nächsten Besuch schon eingewachsen, so etwas ging schnell.

Im Oderbruch gibt es eine herrliche Anekdote von einer Weide. Da sollen Leute aus Ortwig aufs Amt nach Groß Neuendorf gehen, um dort ein neues Kind eintragen zu lassen, denn die Mutter liegt noch im Kindbett. Und unterwegs sehen sie eine ganz krumme Weide am Weg. Da bleiben sie also stehen und gucken und staunen: Nein, also eine solche krumme Weide hatte man ja noch nie gesehen! Und wie sie nun weitergehen und auf dem Amt ankommen, da stellen sie fest, dass sie vor lauter Verblüffung über diese krumme Weide doch glatt den Namen des Kindes vergessen haben, das sie eintragen lassen wollten. Na sowas! Also zurück und nochmal das Ganze. So eine verrückte Weide!

Ich finde die Geschichte toll, weil die Leute sich von der Weide so haben in Bann ziehen lassen. Das gehörte zu den Vorteilen des Laufens, mit dem Auto ist man viel zu schnell an solchen Wundern vorbeigefahren. Und außerdem finde ich es klasse, dass die Menschen

so eine einfache Geschichte aufbewahrt haben.

Ich setze immer wieder Weiden in meinem Garten. Es beglückt mich zu sehen, wie diese Stöcke im Handumdrehen zu Bäumen werden, in dem sie nach unten Wurzeln schlagen und nach oben Zweige austreiben. Im Sommer liege ich gern unter großen Weidenbäumen, sie spenden einen lichten Schatten. Manchmal tropft es von ihren Blättern, man spricht deshalb von den weinenden Weiden. Viele flechten sich auch Zäune aus den Weiden. Eigentlich kann man sie für fast alles verwenden.

Die Biber haben in den letzten Jahren viele Weiden im Oderbruch gefällt. Ich hoffe, dass genügend neue Bäume nachwachsen können, denn bei einigen von ihnen schmerzt mich der Verlust sehr. Da wir sonst nicht viele Gehölze haben fürchte ich, junge Triebe könnten schnell wieder verbissen sein.

Heute sind viele der alten Nutzungen sehr an den Rand gedrängt worden, weil wir so eine reiche Gesellschaft geworden sind. Aber ich glaube nicht, dass das so bleiben wird. Die Weide kommt wieder in unser Bewusstsein, da bin ich sicher. Und bis dahin kann man sich auch so an den Weiden erfreuen. Vor einigen Jahren schrieb ich einen Liedtext über die Weiden im Oderbruch, der geht so:

Beim Sommerschlaf unter dem Weidendach  
Träum ich vom Leben mit dir.  
Die Weide weint dazu, wenn ich auch lach,  
sie weiß viel mehr als wir.

Wie alt sie ist, weißt du kaum,  
sie wächst so schnell, sie treibt heraus.  
Ist ein Wassererdenbaum,  
ihr Grün ist hell, sie ist ein Haus.

Weiden sind schön.  
Du kannst sie hier sehn.

Wir haben sie hundertmal gefällt,  
und uns jedes Mal gefreut,  
dass sie sogar geköpft ihre Nerven behält,  
keine Lebensmühe scheut.

Sie wiegt in den Schlaf dich ein,  
das ist ihr Brauch, im Oderbruch.  
Peitscht den Wind und säuselt fein  
wo ich sie auch im Garten such.

Weiden sind schön.  
Du kannst sie hier sehn.

(Baue Zäune aus ihr. Flechte Körbe mir.  
Was kann man alles Schönes machen!)

Weiden sind schön!

Beim Schattenschlaf unter dem Weidenlaub  
weint die Weide über mir,  
ob ich ihre wilden Berichte glaub?  
sie weiß ja mehr als wir.

Ich nehm alle Tannen, Fichten,  
Kiefern und Zypressen fort.  
Höre lieber die Geschichten  
aus dem Mund der Weiden dort!

Weiden sind schön.  
Du kannst sie hier sehn.  
Im Oderbruch stehn  
Weiden so schön.

## **16. Eine kleine Bilanz**

Jetzt, da ich mit den Komplimenten an meine Landschaft fast am Ende bin, werde ich beinahe ein wenig melancholisch. Ich habe nach Dingen gesucht, die mich hier glücklich machen und ich bin beinahe im Überfluss fündig geworden:

Die Landschaft fordert einen heraus, sodass sich auch ihre schwierigen und spröden Seiten wie der Wind und der Lehmboden als Schönheiten erfahren lassen. Man muss sich anstrengen, aber dann wird es

eine innige Beziehung. Die Menschen sind trotz vieler Rückschläge gelassen, und ich finde leicht einen Platz unter ihnen. Dadurch erhalte ich die Kraft, mich verschiedenen Herausforderungen zu stellen: dem Älterwerden, einer für mich sinnvollen Arbeit und vielen schönen Vorhaben, deren Erfolg nicht immer garantiert ist. Es gibt hier wunderbare Musiker und Künstler und interessante kulturelle Prozesse. Mit den Jahren versteht man sich mit den Leuten hier immer besser, so dass man es gar nicht schafft, mit allen so viel Zeit zu verbringen, wie man möchte. Es gibt eine Reihe von Landwirten, denen ich vertraue, was in einer Agrarlandschaft keine Kleinigkeit ist. Die Landschaft liegt an einem tollen Fluss, der uns in den letzten Jahren mit Überschwemmungen verschont hat. Sie ist von herrlichen Vögeln bevölkert und sie ist nicht so schreiend ausgeleuchtet wie viele andere Winkel der Welt. Man kann reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist und sich direkt mit Leuten auseinandersetzen, die in diesem Raum Verantwortung tragen. Immer wieder wagen Menschen schöne Anfänge im Oderbruch, indem sie Gaststätten aufmachen, hier siedeln oder sich in die Gemeindepolitik einbringen. Das Land ist frei und es ist friedlich und es ist fruchtbar.

Das ist eine ganze Menge. Und deshalb gibt es heute, so kurz vor Schluss, kein Spezialkompliment, sondern nur eine kleine Bilanz:

Wer unter den Vorzügen eines Raumes nicht seine

Versorgungs- und Konsumangebote versteht, sondern die Möglichkeit, sich eine Welt anzueignen, mit ihrer Natur, ihren Menschen, ihren Geräuschen, ihrem Wind und ihren Schwierigkeiten, so dass man an den Widersprüchen wächst, Widerstände überwindet und Freunde gewinnt, so dass man sich an einen Raum bindet und dieser Raum durch all das, was man in ihm erlebt, nicht kleiner und öder, sondern immer größer und reicher erscheint, der muss das Oderbruch eigentlich ziemlich gerne haben. Und bestimmt geht es den Menschen in vielen anderen vergessenen Winkeln der Welt, in denen Frieden herrscht und man nicht hungern muss, ähnlich.

Ich denke, es ist Zeit, dass diese Menschen eine Sprache für diese Erfahrung finden. Was eine gute Gegend ist, sollte nicht mehr den Rankings von Zeitschriften und Soziologen vorbehalten sein, sondern die Leute sollten das, was sie an ihrer Heimat haben, beschreiben und besingen, statt sich nur immer vorgaukeln zu lassen, dass es woanders besser ist. Da, wo man ist, da ist die Welt. Wo denn sonst?

### III

## Tiere

### **Eine Entengeschichte**

Gibt es Fortschritte im Stad-Land-Dialog?

Ich habe meinem Sohn gestern eine Geschichte vorgelesen. Sie entstammt einem Kinderbuch aus den zwanziger Jahren, ist also beinahe 100 Jahre alt. Die Geschichte ist sehr lang, beinahe ein Generationenepos. Es geht um ein Entenpärchen. Sie heißt Nuckelchen und er heißt Schnackerl. Der süddeutsche Klang des Erpelnamens verweist auf die Herkunft der Entenmama, doch das nur nebenbei. Es gab eben schon immer Migration.

Jedenfalls leben die jungen Enten (sie sind eigentlich Vetter und Base) in einem kleinen Weiher im Pommerschen. Dort geht es scheinbar schön und fröhlich zu. Ab und zu treibt der Kuhhirt seine Herde ans Ufer, sonst gibt es nicht so viele Berührungspunkte mit den Menschen bis auf – ja bis auf den dicken schnurrbärtigen Gutsbesitzer, der immer wieder gern auf Entenjagd geht. Er ist der Feind der Enten und vor ihm nehmen sie sich in acht. Aber eines Tages passiert etwas Schreckliches – der Gutsbesitzer rückt mit seinen Jagdgenossen an, und mit Hunden, und nun wird in



einem grausamen Gemetzel die ganze Entenschar umgebracht. Das kommt in der Geschichte etwas unverhofft daher, man kann die Darstellung dieses Enten-Genozids nicht absehen und mein kleiner Sohn wie auch ich waren etwas verwirrt.

Aber zum Glück überleben Nuckelchen und Schnackerl durch Zufall diesen Massenmord, sie und eine alte Tante, die im Walde nach Schnecken gesucht hatte. Sonst aber niemand! Jedenfalls beschließen Nuckelchen und Schnackerl, dem Weiher, auf dem sie so verfolgt werden, den Rücken zuzukehren und ihre Heimat zu verlassen, nur die alte Tante bleibt einsam und verlassen zurück. Das angehende junge Paar begibt sich also auf die Reise und fliegt viele Tage lang, bis Nuckelchen eines Tages sagt, sie könne nicht mehr weiter, heute Abend müsse man sich irgendwo niederlassen und dort dann auch bleiben. Schnackerl ist besorgt. Wird man eine neue Heimat finden? Aber kaum, dass sich die Sonne am Horizont rötet, zeichnet sich die Silhouette einer großen Stadt ab. Und während die beiden noch darüber hinwegfliegen, sehen sie ein großes Tor mit einer Figur darauf, die lenkt vier Pferde. Und dahinter öffnet sich der Blick auf einen wunderschönen Wald und in dem finden sie einen idyllischen See. Dort lassen sie sich nieder und erleben einen herrlichen Sommer. Die Menschen füttern die beiden lieblich mit Brotkrumen, so dass es ihnen fast zu viel wird. Um Futter müssen sie sich jedenfalls nicht sorgen. Und

als Schnackerl, seiner alten Wildentengewohnheit folgend, im Winter weiterziehen will, widerspricht Nuckelchen. Der Winter hier sei bestimmt nicht so hart wie in Pommern und die Menschen hier in der Stadt seien gütig, man solle doch hierbleiben. Schnackerl fügt sich und so kommt das nächste Frühjahr und bald hat Nuckelchen es so geschickt angestellt, dass an ein Weiterziehen gar nicht mehr zu denken ist. Das Nest wird gebaut.

Nuckelchen gefällt auch, dass die Menschen hier so freundlich sind und die vielen jungen Paare am Ufer sich unentwegt küssen. Bei ihnen in Pommern hatte sich niemand geküsst, nur der Kuhhirt hatte es einmal mit einer Magd versucht, sich aber eine Backpfeife eingehandelt. Armer Kuhhirt!

Da watschelt der Entenbräutigam eines Tages am Ufer des Tiergartengewässers entlang und es trifft ihn der kalte Schlag: Inmitten der freundlichen Menschen steht der dicke alte pommersche Gutsbesitzer mit seinen kalten Augen und nörgelt: Es sei eine Schande, dass man die Wildenten hier nicht jagen dürfe. Bei ihm zu Haus lebe nur noch eine einzige alte Ente! Aber hier, mitten in der Stadt, da laufen sie unbehelligt herum! Schnackerl sieht den „blutrünstigen Mörder“ (das ist ein Zitat!) an und kann sich vor Angst nicht bewegen, aber es passiert ihm nichts, der Gutsbesitzer zieht vergnitzt von dannen. Und nun ist eigentlich alles überstanden. Die beiden bekommen viele Kinder

und Enkel und Urenkel und leben glücklich, gefüttert und zufrieden. Sodass Schnackerl schließlich zu seinem inzwischen etwas drall gewordenen Nuckelchen sagt: „Auch ich liebe Berlin, in dem wir so heimisch geworden sind, und sage aus vollem Herzen: Berlin ist uns ein Paradies!“

Warum erzähle ich das? Weil der demografische Stadt-Land-Diskurs sich im letzten Jahrhundert scheinbar kaum verändert hat. Auf dem Land leben dicke, tiermordende, zurückgebliebene oder sonstwie minder bemittelte Käuze, die die Nachhaltigkeit mit Füßen treten und sich nicht küssen, während in der Stadt eigentlich alle Menschen tierlieb und ohnehin im Prinzip Vegetarier sind und urban gardening machen, und sich küssen. Und in hier hat man es auch einfach besser und bequemer und die Winter sind nicht so hart und wir haben lauter Stadtökologen, die die hohe Artenvielfalt betonen, die man hier findet. Da, in Pommern, da wollen weder Enten noch Menschen leben und wir decken das ganze irgendwie mit Spargelfolie ab. Schnackerl und Nuckelchen, die haben schon gewusst, was gut ist!

*M. von Loga: Die Bienenkönigin und andere  
Blumen- und Tiergeschichten,  
Meidingers Jugendschriften Verlag GmbH Berlin,  
ca. 1920  
(2016)*

## Crazy Horse

Haben Haustiere eine Schraube locker?

Als Kind habe ich mich oft gefragt, wie der berühmte Indianerhäuptling der Sioux, Crazy Horse, zu seinem Namen gekommen war. Gemessen an seinem Kollegen Sitting Bull wirkte seine Namenskreation bizarr. Erst als Erwachsener habe ich dann nachgelesen: Der bezieht sich Name auf sein Pferd, dessen Besessenheit oder Wahnsinn sicher eher als eine besondere Kraft denn als Verrücktheit empfunden wurde.

Aber im Sommer machte ich tatsächlich Bekanntschaft mit einem verrückten Pferd im Oderbruch. Das Tier steht meinem Haus gegenüber auf der Weide und wiehert so furchtbar, dass man meint, eine sehr beklagenswerte Kreatur erleide einen Nervenzusammenbruch. Es klingt nicht unbedingt nach Pferd, eher wie der erbärmliche Schrei eines Menschen. Der Nachbar klagt, er könne mit diesen Geräuschen abends nicht einschlafen. Wenn Gäste kommen und das Wiehern hören, sehen sie mich erschrocken an, als ob etwas Schlimmes passiert sei, als ob es eine dunkle Wahrheit hinter der freundlichen Fassade des Kornfeldes lauer. Neulich kam eine Journalistin. Sie lief durch den Garten, genoss die Sonne und freute sich an allem. Doch dann brüllte das Pferd und es war, als breche Jack The Ripper in die Idylle ein. Ich musste alle mir

zu gebotene Heiterkeit aufs Gesicht setzen, um sie zu beruhigen: Keine Sorge das ist nur Crazy Horse!

So kann es einem gehen, mit Haustieren. Ich erinnere mich an einen blinden Barsch im Aquarium meines Vaters, der nicht zu fangen war, weil er so feine Sensoren für die Wasserbewegungen entwickelt hatte. Als wir ihn endlich im Kescher hatten, war das Aquarium verwüstet, nicht eine Pflanze steckte noch im Kies des Beckenbodens.

Aber Fische sind natürlich nichts gegen Hunde und Katzen. Die Problematik der Felltiere ist unlösbar, resümiert Holger seine Wilhemsauer Erfahrungen mit dem lieben Vieh. Sie haaren, sie brechen fragwürdige Fellmäuse aus und ärgern einen gezielt durch Stubenunreinheit, wenn sie ihren Willen nicht kriegen.

Unsere Kalli-Katze durfte nicht ins Haus. Also entwickelte sie die Gewohnheit, an der zinkbeschlagenen Gartentür so schrille Kratzgeräusche zu verursachen, als verschaffe sich eine wütende Rattenhorde Zugang zur Wohnung. Besucher sahen uns erschrocken an – was war das? Unter Aufbietung aller Gelassenheit gelang uns immer nur mühsam die Beruhigung: Es ist nur Kalli, die kleine Katze!

Auch mit Hühnern ist es nicht immer einfach. Hahn Horst hatte Depressionen, er krächte nicht mehr, neulich ist er gestorben. Wir haben ihn beerdigt und dazu den Kanon gesungen: Der Hahn ist tot, der Hahn ist tot. Er war ein gutes Tier. Dafür ist das Elfi-Huhn, der

Grünleger, derartig eigensinnig, dass es schon fast unsympathisch ist. Es fliegt mit gestutzten Flügeln aus dem Gehege, buddelt die Tomatenpflanzen aus und legt nur Eier, wenn wir im Urlaub sind. Auf eine sonderbare Weise ist es ein richtig dummes Huhn, das schlau ist.

Tiere entwickeln in der Lebensgemeinschaft mit Menschen auffallend individuelle Züge. Es mag sein, dass sie auch in der freien Wildbahn so etwas wie einen persönlichen Charakter haben, aber dort kriegen wir wenig davon mit. Haben wir sie in unsere Abhängigkeit gebracht, zeigen sie dagegen lauter Eigenheiten. Es ist, als wollten sie mit uns darin wetteifern, unverwechselbar zu sein.

Aber die Eigenheiten der Tiere haben Licht- und Schattenseiten. Bei den Schoß- und Geselligkeitstieren, vor allem also bei Stadthund und Wohnungskatze, sind sie meistens erwünscht. Sie fördern die Partnerschaft zwischen Mensch und Tier. Je individueller die Tiere auftreten, umso besser ersetzen sie den menschlichen Freund oder Geliebten. Die Tiere in solchen Beziehungen zum Menschen tragen einen mit Bedacht ausgesuchten Namen und ihre Verhaltensauffälligkeiten werden gehegt wie eine wertvolle Pflanze. So entsteht eine ausdifferenzierte Partnerschaft. Das Einvernehmen zwischen Mensch und Tier kann heiter oder gar gespenstisch sein. Von meinem Großvater und seinem Pferd wird erzählt, die beiden hätten sich besser ver-

standen als man es von menschlichen Freunden konnte. Berichte von besonders netten Tierleuten ziehen sich durch die Familiengeschichten. Manche sind lustig, andere sind traurig, vor allem, wenn die Tiere zu leiden hatten, wie eben auch die beiden Pferde meiner Großeltern, denen auf der Flucht im Krieg kein gutes Schicksal beschieden war.

Anders sieht es aus, wenn die Tiere eher unter Gesichtspunkten ihres Stoffwechsels gehalten werden – wenn wir ihre Eier oder ihr Fleisch wollen, ihre Milch oder sonst eine Leistung wie etwa das Bewachen des Hofes oder das Ziehen von Lasten. In diesem Falle haben sie zu funktionieren und es liegt in der Großherzigkeit des Tierhalters, ob er ihre Eigenheiten toleriert oder sie vielleicht sogar genießen kann. Ein Halter ist gut beraten, seine Tiere zu beobachten und aus ihrem Verhalten Schlüsse zu ziehen, wie er sie behandeln muss. Auch wenn er sie nur nutzen und nicht mit ihnen befreundet sein will, muss er ihre Persönlichkeit mehr oder weniger akzeptieren. Gelingt ihm das nicht, kann das Leben mit Tieren zu einer Plage werden. Denn sie sind hartnäckig, und wenn sie sich einmal entschieden haben, renitent zu sein, sollte man seine menschliche Überlegenheitsgewissheit schon mal auf eine Demutserfahrung einstellen. Was sie nicht fressen wollen, fressen sie nicht und wo sie nicht hineinwollen, da wollen sie nicht hinein.

Aus diesem Grund hat die Industrialisierung des Tieres in der modernen Landwirtschaft etwas Unverschämtes. Hier wird die individuelle Eigenart des Tieres in der menschlichen Obhut einfach technisch ausgeblendet. Die Industrie ist nicht böse, sie will den Tieren nichts Schlechtes. Aber eine persönlich abgestimmte Handhabung der Tiere ist in industriellen Systemen nicht vorgesehen. Sie kostet zu viel Zeit, sie verursacht einen vergleichsweise riesigen Personalbedarf. Deshalb wird durch die Industrie zunächst eine beispiellose Distanz geschaffen, die weit über unsere Entfernung zu den Wildtieren hinausgeht. Es ist heutzutage leichter, einem Wildschwein im Stadtpark zu begegnen als einem Mastschwein in einer modernen Tierfabrik.

Diese Distanz ermöglicht eine gnadenlose Unempfindlichkeit gegenüber tierischem Leid, es ist eben aus den Augen, aus dem Sinn. Andererseits lassen sich durch die moderne Technik durchaus reibungsarme Haltungsformen konzipieren, in der die natürlichen Verhaltensmuster der Tiere so geräuscharm wie möglich absorbiert werden. Ob diese Möglichkeit genutzt wird, das liegt vor allem am Aufwand, den das jeweilige Tier verursacht. Es ist eine nüchterne Kalkulation, die mal so, mal so ausschlägt. Besucht man zum Beispiel einen modernen Milchkuhstall, in dem sich die Tiere bei ausreichend Licht frei bewegen, schubbern,



an den Melkstand oder die Futterrinne treten können, kommt man nicht umhin, eine Verbesserung gegenüber der Haltung an der Kette in einem finsternen Abteil zu konstatieren – ein Vergleich, der angesichts von Rindern auf der grünen Wiese allerdings wiederum etwas anders ausfällt. Wie dem auch sei, bei den Kühen verbietet sich ein schnelles Urteil, sieht man von der Verkürzung ihrer Lebensdauer um einer höheren Milchleistung willen einmal ab.

Beim Geflügel hat es dagegen genau den umgekehrten Anschein. Eine Haltung von Geflügel, die die Vorzüge der alten gemischten Haltung auf dem Bauernhof durch Freiräume in einer simulierten Hühnerlandschaft wettmacht, ist nicht in Sicht. Sie würde die Kosten für Hähnchenbrust und Weihnachtsgans explodieren lassen. Also packt man die Tiere dicht an dicht, sortiert die toten aus beschleunigt die Mast.

Was aus den Nutztieren geworden ist, seit wir die Freundschaftstiere von ihnen getrennt und sie aus unseren Augen verbannt haben, ist nicht leicht zu sagen. Die Industrie hat kein Interesse daran, es uns genau zu erklären. Zudem gibt es nach wie vor eine große Vielfalt an Haltungsformen. Man sollte es sich also nicht zu leicht machen.

So lange ich es nicht besser weiß, habe ich mich entschieden, gelassener mit den tierischen Schrulligkeiten in meiner Umgebung umzugehen. Ich betrachte das Elfi-Huhn mit Nachsicht und wenn Crazy Horse in die

Nacht ruft, gönne ich mir eine Sekunde Zeit, an ihn zu denken. Wer weiß, was mit ihm ist. Vielleicht macht ihm das Bellen Spaß oder er ist eben einfach verrückt. Gute Nacht, Crazy Horse!  
(2012)

### **Mein Ort, von Tieren bevölkert**

Als Kreatur inmitten von Kreaturen

Ich lebte seit mehr als zehn Jahren auf dem Land, als meine Frau die ersten Hühner holte. Sie hatte Levin mitgenommen, er war damals vielleicht elf und trug die Tiere wie Schätze in Pappkartons aus dem Auto in den Stall.

Der Stall war eine windschiefe alte Hütte, die an der Scheune klebte, mit Asbest gedeckt und nur noch aus Gewohnheit stehend. Wir hatten notdürftig ein paar Vorkehrungen getroffen, dabei immer zweifelnd, ob wir den Anforderungen artgerechter Haltung genügen würden: zwei Stangen, zwei Legenester, etwas Einstreu, der Ziegelboden im Sandbett gegen die Nager mit Kaninchendraht abgesichert. Wir nahmen die Hühner aus den Kartons und setzten sie auf die Stange. Da saßen sie nun.

Noch heute erinnere ich mich an diesen Abend. Die Hühner waren zwar noch etwas aufgeregt und trauten sich nicht heraus, aber allein ihre Haltung auf der Stange war wie ein Zeichen, dass alles so in Ordnung

war. Als sie zum ersten Mal in den Hof liefen, fingen sie gleich an zu scharren. Der Hahn suchte den Himmel nach Greifvögeln ab und rief die Hennen, wenn er einen Wurm gefunden hatte. Picken, Scharren, ein bisschen Zanken. Sonst wenig, aber das war großartig.

Das mag für Menschen, die keine Hühner haben oder für solche, die schon immer Hühner haben, lächerlich erscheinen. Die einen verstehen den Witz nicht, die anderen haben vielleicht schon zu oft über den Witz gelacht. Die Tiere tun nichts anderes als das, was von ihnen erwartet wird. Es ist ein Einvernehmen mit der Situation, die man ihnen geschaffen hat. Das lässt das eigene Leben richtiger erscheinen als vorher.

Als Peter zwei Jahre später unsere ersten Schafe brachte, war es ähnlich. Sie lagen erst ängstlich und benommen auf der Wiese, dann standen sie auf und fingen an zu grasen. Was sollten sie sonst tun? Bald wurden sie mutiger und verlangten nach Leckerlis, weil wir ihnen Äpfel und Brotrinden gebracht und ihnen das geschmeckt hatte. Ich weiß schon, dass das eine ganz normale Sache ist: Grasen und Blöken eben. Aber für mich fühlte sich das an wie eine Beglaubigung des Lebens an diesem Ort.

Bald vermehrten sich die Tiere. Mit dem Nachwuchs ging es nicht immer gut, mal hatten wir ein totes Lamm, mal wurden die Küken vom Habicht gefangen. Aber erstaunlich oft klappte es. Die Glucken kümmernten sich um die kleinen fiependen Federbällchen, die

Schafmütter säugten ihre Lämmer und stießen tiefe kehlige Laute aus, um mit ihnen zu kommunizieren. Es war wunderbar.

Dabei hatte ich das Ende durchaus vor Augen – die Geburt verweist auf das Ende, vielleicht sogar auf das Schlachten. Doch das Bewusstsein, die Tiere zu nutzen und vielleicht sogar zu töten, tut der Freude über den Nachwuchs keinen Abbruch. Bestimmend ist das Leben und die Verblüffung, dass es unter den eigenen Bedingungen gedeihen kann. Die Tiere bevölkern die eigene Hofstelle, sie leisten mir Gesellschaft und das nicht aus Jux, es ist ein richtiges Leben.

Ich empfinde den Nutztieren gegenüber Dankbarkeit, gerade deshalb, weil sie nichts anderes tun, als Huhn oder Schaf zu sein. Ich erwarte nichts anderes von ihnen. Zum Dank überraschen sie mich manchmal. Einmal baute ich ein kleines Gehege für die Glucke und die Hühner standen um mich herum und legten den Kopf schief, um mein Werkzeug genauer in Augenschein zu nehmen. Die Neugier der Tiere ist lustig. Einmal baute ich einen Unterstand für die Schafe und sie schnappten sich ein Maul voll Nägel und liefen damit fort, weil sie dachten, man könne sie essen. Die individuellen Merkmale, Gewohnheiten, Vorlieben und Marotten der Tiere sind keine Abweichungen. Sie vertiefen meinen Begriff vom Schaf, vom Huhn, von der Katze.

Der Vergleich mag sonderbar sein, aber mit meinen

Kindern geht es mir ähnlich. Dass sie Kinder sind, ist vollkommen ausreichend. Ich erwarte nichts anderes von ihnen, als dass sie spielen und lachen, sich langweilen und streiten, weinen und lieb und frech sind. Es macht mich glücklich, dass sie das tun. Es gefällt mir, dass sie genau das sind, was sie sind. Nichts sonst. Natürlich ist es schön, dass viele Möglichkeiten in ihnen stecken, aber das spielt keine so große Rolle, wie man denken mag. Das was sie mir zeigen, ist ausreichend für das Glück.

Und wir, wir erwachsenen Menschen, was sind wir? Bestätigen die tausenden Verhaltensweisen, zu denen wir in der Lage sind, auch den Begriff vom Menschsein? Was ist mit den schlimmen Dingen, die wir tun können? Und wem könnten wir gefallen mit dem, was wir tun? Diese Fragen, so finde ich, sind sehr schwer zu beantworten, obwohl sie sehr alt sind. Dennoch finde ich, dass sie in eine gute Richtung weisen.

(2017)

### **Hühner gegen das System?**

Nachdenken über Subsistenzwirtschaft

Das ist doch nicht interessant, sagt Dieter, das ist doch alles Romantik, das bringt nichts. Dieter ist Soziologe. Er will mir ein Forschungsprojekt ausreden, in dem ich mich mit heutigen Formen der Subsistenzwirtschaft beschäftigen will, mit Imkerei, Tierhaltung, Brenn-

holzwerbung, Gärtnerei. Ich staune über die Energie, die er dabei an den Tag legt. Sieht man von der modischen Verachtung gegenüber dem Thema ab, weil es im heutigen akademischen Feld uncool ist, scheint noch etwas anderes dahinter zu stecken. Ich frage mich, was das ist. Denn auch andere haben diese Pläne spöttisch beäugt.

Das entscheidende Argument ist die Illusion der Autarkie. Tatsächlich sind in den letzten zweihundert Jahren immer wieder Menschen aus den Städten aufs Land gegangen, weil sie meinten, sie könnten sich dort durch Selbstversorgung von allen gesellschaftlichen Abhängigkeiten lösen. Das hat nie geklappt. Die Aussteiger-Projekte endeten in Streit, Armut oder Dogmatismus. Man kann der Gesellschaft nicht entinnen.

Nur: das hat von jenen, die sich tatsächlich in bestimmten Bereichen ihres Lebens selbst versorgen, auch niemand behauptet. Schon die antike Hauswirtschaft, der Oikos, war von Tausch und militärischem Schutz abhängig und die Betroffenen haben das immer gewusst. Kein Landbewohner hält sich für autark. Den Leute ist zudem bewusst, dass Autarkie gar nicht wünschenswert ist. Wir brauchen Tausch und Austausch, einen großen Teil dessen, was wir benötigen, können wir ohnehin nicht allein herstellen. Es geht also gar nicht um Weltflucht oder Romantik. Aber wenn es darum nicht geht, warum versorgen sich manche Leute dennoch selbst, wo sie es ermöglichen können?

An der Not kann es nicht liegen. Wir leben in einer Zeit, in der manche Früchte weniger als das Saatgut kosten. Wenn es Menschen gibt, die dennoch das Beet oder den eigenen Apfelbaum bevorzugen, kann man daraus, so meine ich, etwas über die Bedeutung von Selbstversorgung lernen. Das ist mein Ansatz. Gerade jetzt, wo die Not nicht mehr herrscht, lohnt ein sorgfältiger Blick. Weil der Zwang wegfällt! Wir können vielleicht entschlüsseln, warum sich auch in reichen Gesellschaften Praxen der Selbstversorgung erhalten und warum sie immer wieder neu entstehen. Was es mit einem macht, seinen Selbsterhalt durch eigenes Wirtschaften zu sichern. Und was der Unterschied zu anderen Hobbys ist, dem Sammeln von Dingen etwa, oder womit immer wir Menschen unsere freie Zeit verbringen.

Als ich damals an dem Forschungsantrag schrieb, empfahlen mir die Akademiker, im Handeln der Selbstversorger eine politische Strategie zu zeigen. Daraus ließe sich etwas machen: Hühner gegen das System. Der Weg in den euphorischen Urban-Gardening-Diskurs schien nicht weit. Das ging mir zu schnell. Ich will erst hinschauen, darüber sprechen und nachdenken.

Ich trat das Forschungsprojekt nicht an. Aber seitdem denke ich über das Thema nach. Und ich tue das vor allem für mich, denn auch das Denken kann, so wie die Haltung von Tieren oder das Gärtnern, subsis-

tenzwirtschaftlich sein. Was nichts anderes heißt, als: es dient dem Selbsterhalt. Das bedeutet: Das Denken oder das Halten von Hühnern praktiziere ich nicht gegen das System, sondern für das System. Und zwar für mein eigenes.

*(2017)*



## IV

### Vorurteile

Fallstricke auf dem Weg zwischen Stadt und Land,  
oben und unten, drinnen und draußen  
(2012)

#### **Als mir einmal geholfen wurde**

Es war in meiner Kindheit. Ich wohnte mit meiner Familie in einer Stadt mit Kopfsteinpflasterstraßen. Die DDR-Regierung mobilisierte zu jener Zeit ihre Bürger zur Altstoffabgabe, vor allem die Kinder mussten ran. Man nannte das Sekundärrohstoffeffassung, ein blödes Wort (allerdings verweist die Tatsache, dass die Wiederverwertung von Altstoffen heute Recycling genannt wird, auf ein irgendwie wiederum verkorkstes Verhältnis zu der Sache). Wie dem auch sei, die Abgabe von Glas und Papier an den zahlreichen SeRo-Sammelstellen war für Kinder durchaus lohnend, und man war gut beraten, die Sachen auf eigene Faust wegzuschaffen, statt darauf zu warten, als Jungpionier zur unentgeltlichen Abgabe in der Schule verpflichtet zu werden.

Insofern war ich durchaus willens, mich mit dem Thema zu befassen. Es gab nur ein Problem und das war der Transport. Man konnte zwei Packen Zeitungs-

papier an das Fahrrad hängen, vielleicht noch einen Beutel Flaschen, aber das war nicht viel. Alternativ gab es da einen alten Leiterwagen im Keller, mit eisenbeschlagenen Rädern, Baujahr ca. 1910. Der war schön, aber es war nicht schön, mit ihm über die fugenreichen Gehwege und Kopfsteinpflasterstraßen zu donnern. Die Gläser und Flaschen machten einen Höllenlärm. Mir war das unangenehm. Mein Vater meinte, ich solle mich nicht so haben. Also nahm ich mich zusammen und zog los.

So wird vielleicht einsichtig, dass ich, als ich schließlich vis-a-vis der Stolper Ecke am Altstoffhandel ankam, schon etwas dünnhäutig war. Hinter mir lagen 15 Minuten Scheppern und 250 glotzende Leute. Dazu kam der Umstand, dass die Altstoffhändler selten nett zu den Kindern waren; sie gaben sich einsilbig und schroff. Wir hatten oft das Gefühl, von ihnen übers Ohr gehauen zu werden. Man kam in den Kellerladen, musste das Papier auf die Waage legen, der Altstoffhändler zählte derweil rauchend die Gläser und Flaschen durch. Nie wurde einem erklärt, wie der Betrag zustande kam, den man schließlich erhielt. Wegtreten. Dieser Gang stand mir also nun bevor. Zunächst hieß es Schlange stehen, irgendwann war ich dran, hinter mir warteten die nächsten Kinder. Nachdem ich drinnen das Papier auf die Waage gepackt hatte, ging ich wieder hinaus zu meinem Leiterwagen und wollte die Gläser holen. Ich war nervös und der Leiterwagen

ziemlich hoch, und wie immer es kam ... ich ließ die Kiste los, die Flaschen und Gläser fielen auf den Gehweg und gingen zu Bruch.

Wie weiter? Ich hatte keine Ahnung. Der Altstoffhändler blaffte mich an, ich solle es eben aufsammeln, dann nahm er einfach das nächste Kind an die Reihe. Eimer, Besen und Müllschippe verweigerte er mir. Alle starrten mich an, ich hätte heulen können. Große Scherben, kleine Scherben, alles per Hand, es würde ewig dauern. Und wohin damit? Was war mit meinem Papier, das schon gewogen war? Ich bückte mich über die Scherben, ich war einsam, ein trauriges Aschenputtel.

Da stand jemand vor mir. Er war vielleicht vierzig Jahre alt, hatte eine Kippe im Mund und eine Bierfahne. Sein Unterhemd ließ Tätowierungen auf den Schultern und Oberarmen frei. Man muss sich vor Augen führen, dass damals noch nicht jede Verkäuferin Tätowierungen hatte, es war etwas Besonderes. Der Mann hatte einen Eimer sowie Besen und Müllschippe in der Hand. Er sammelte die großen Scherben auf, drückte mir den Besen und die Schaufel in die Hand und bedeutete mir zu fegen. In zwei Minuten war alles weg. Er nahm den Eimer und das Kehrzeug, zwinkerte mir zu, und ging wieder. Später sah ich ihn am Fenster sitzen. Seine Wohnung befand sich genau über der Stolper Ecke.

Ich bin diesem Mann bis heute dankbar. Er hat mich damals nicht nur aus einer unangenehmen Situation gerettet, er hat mir auch etwas beigebracht. Denn Männer mit Fluppe, Bierfahne und Tätowierungen gingen bei uns zu Hause nicht gerade ein und aus. Ich hatte kein Urteil über sie, aber eine gewisse, kulturell bedingte Skepsis hatte ich schon. Dem Mann mit dem Kehrzeug verdanke ich die nun die Erfahrung, dass es Unsinn ist, Männer im Unterhemd mit Zigarette und Bierfahne oder auch Menschen mit anderen Merkmalen, zu einer Gruppe zusammenzufassen. Ob dir jemand aus der Patsche hilft oder nicht, lässt sich daraus nicht ableiten. Das ist eine wertvolle Erfahrung.

### **Im Alexa**

Das Alexa ist ein Warenhaus am Alexanderplatz in Berlin. Ich weiß nicht, ob die Bezeichnung „Warenhaus“ richtig ist. Verschiedene Geschäfte, überwiegend Ketten, unterhalten hier Filialen, in denen sie ihre Waren anbieten. Wer weiß, woran es liegt, aber das Alexa war mir seit seiner Eröffnung vor einigen Jahren besonders unsympathisch. Ich bin auch sonst kein Anhänger von Einkaufsmeilen (wer ist das schon), aber das Alexa hat ein aggressives Moment, das mir von Anfang an suspekt war, obwohl die meisten der hier versammelten Ketten auch andernorts auf Beute gehen. Vielleicht

liegt es an der Architektur. Der rötlich gefärbte Beton erinnert farblich an die alten Ankerbausteine, die ich als Kind immer sehr mochte. Aber nun weicht man zurück, weil etwas nicht stimmt – die Textur ist grob, künstlich, als sollte man für dumm verkauft werden. Das Gebäude macht den Eindruck eines maßlos vergrößerten Spielzeug-Parkhauses. Hat man es betreten, fahren einem schon die Rolltreppen entgegen. Und von denen will ich berichten, oder besser von den Menschen, die einem da entgegenfahren.

Es sind überwiegend junge Menschen, und sie quetschen sich zu tausenden zusammen wie Ölsardinen (obwohl sie wahrscheinlich keine Ölsardinen mehr kennen). Sie tragen Kleidung im neuesten Schick und sie haben oft Sonnenbrillen auf, auch bei schlechtem Wetter. Im Haar der Jungen glänzen viele Kilo Haarwachs und -gel, und was nicht noch alles. Alles ist voller Accessoires, Ketten, Lochohrringe, Mützen. Sie sind so zugerichtet, dass man sich fragt, wie sie das überhaupt in ihrer kurzen Lebenszeit geschafft haben. Und natürlich fragt man sich, ob sie nichts Besseres zu tun haben, als hier die Rolltreppen hoch- und runterzufahren, Geld für Modeartikel auszugeben und die Zeit totzuschlagen. Wenn in Brandenburg Reformationstag ist, sind es doppelt so viele. Was soll man sonst machen.

Trotzdem: Die irrsinnigste Häufung von Ray-Ban-Sonnenbrillen auf einer Rolltreppe rechtfertigt kein

Urteil über die hier hoch- und hinunterfahrenden Jugendlichen im Einzelnen. Das klingt trivial, aber ich schreibe es dennoch auf, weil es mich so viel Mühe kostet, nicht allzu wohlfeilen Vorurteilen zu verfallen. Ich stelle mich also an die Rolltreppe und sehe mir die jungen Leute an. Und dann denke ich: Von der da haben sich vielleicht gerade die Eltern getrennt. Und die wird bestimmt in ihrer Schulklasse immer geärgert, weil sie ein bisschen dick ist. Und der da freut sich, dass ihn heute Abend seine Oma besucht. Und diese da kann bestimmt toll Gedichte aufsagen und sie traut es sich auch. Und der dort würde gern Posaune spielen und hat keine Unterstützung. Und diese langweilt sich zu Tode, hier im Alexa, sie ist bestimmt nur wegen ihrer Freundin mitgekommen.

Das mag stimmen oder nicht, es hilft jedenfalls. Denn nach dieser kleinen Übung kann man sich auf die Rolltreppe zubewegen und jemanden nach der Uhrzeit fragen. Und, wer hätte das gedacht, der Befragte kann sprechen. Und er kann auch die Uhr lesen. Das ist ein Anfang.

### **Beim Altstadtfest**

Das Bad Freienwalder Altstadtfest ist, wie man an der regen Beteiligung unserer Bevölkerung leicht erkennen kann, ein regionaler Kulturerfolg. An jenem Wochenende im September ist die Stadt voller Menschen,

die sich zwischen sehr verschiedenen Speise- und Musikangeboten tummeln. Es gibt Folkmusik und Bigbandsound, Elektromugge, Oldies und Rockklassiker und auch ein paar harte Sachen zu hören. Über die einzelnen Höfe differenziert sich das aus, so dass man hier und da hinein schnuppern kann, bis man irgendwo verweilen will. (Das bedeutet natürlich, dass man sich als Künstler nicht zu viel vornehmen sollte, denn wenn es zu anstrengend wird, sind die Leute wieder weg, und sei es auch nur, um sich das zehnte Bier zu holen.)

Auch in diesem Jahr war ich mit meiner Familie mit von der Partie. Wir mussten zum Rummelplatz, denn mein kleiner Sohn fährt sehr gerne Karussell. Diesmal wünschte er sich ein blaues Flugzeug als Vehikel. Er nahm also darin Platz und begann, sich im Kreis zu drehen, und er sah so froh aus, dass ich in diesem Moment doch wieder einmal an den Weltfrieden glauben musste. Denn wenn es möglich ist, ein Kind mit einem bunten Karussell so glücklich zu machen, dann ist noch nicht aller Tage Abend.

Es kann deshalb nicht verwundern, dass ich bereitwillig zum Kassenhäuschen ging, als das Karussell zum Stehen kam, um meinem Sohn weitere Fahrten zu spendieren. Ich war in Bestlaune, ich hätte die halbe Welt umarmen können. So grüßte ich auch einen jungen Mann, der in der Nähe des Häuschens stand, offenbar ebenfalls, um sein Kind mit weiteren

Karusselljetons zu versorgen. Wir kamen uns irgendwie bekannt vor. Seine Frau war auch da und in guter Hoffnung, wie man sah, und übrigens hatten sich die beiden gerade entschieden, hierherzuziehen.

Na, da konnte ich sie nur beglückwünschen und ihnen alles Gute wünschen und bestimmt würde man sich mal wieder sehen, zum Beispiel beim Altstadtfest! Ja, sagten die jungen Siedler da, das könne wohl sein, aber sicher wären sie sich nicht, denn zwar gefalle ihnen die Landschaft hier sehr, aber die Leute *gingen ja gar nicht!* Dieses Volk, was hier so zu sehen sei, da könne man doch ins Zweifeln kommen, ob man hier wirklich herwolle, schließlich müssten die Kinder ja auch mal in die Schule!

Ich sah an mir herunter, ob ich vielleicht meine Gartenschuhe angelesen hatte und ein bisschen schlumpsig aussah. Nein, die Schuhe waren in Ordnung.

Nun kann ich nur sagen, dass Rummel es so an sich haben, dass es auf ihnen ein bisschen derbe zugeht, das weiß man von Kindheit an: Büchschießen, Losbude, Bier, Autoscooter. Aber mir fiel in diesem Moment auf, dass ich die Menschen in der Gegend, in der ich lebe, gar nicht so betrachte, dass ich „die Leute“ zu ihnen sagen könnte. Das ist vielleicht naiv, aber ich glaube, es ist besser so. Wer vom Land in die große Stadt kommt und einer Million Menschen beim Shoppen zusieht, dem ergeht es ja nicht besser: Er hält „die



Leute“ alle für unterbelichtet. Dagegen gibt es Mittel, die darin bestehen, sich einzelne Schicksale auszumalen und sich im Übrigen klarzumachen, dass man zu „den Leuten“ dazugehört, ob man es will, oder nicht. So etwas Ähnliches sagte ich und entschied mich dann doch, weiter an den Weltfrieden zu glauben. Wenigstens für heute.

### **Das Leben ist ein Fasching**

Viel ist in den letzten Jahren von Identitäten gefaselt worden, von regionalen Identitäten allemal, von Geschlechteridentitäten auch und gern auch von post-modernen Identitäten, die zusammengesetzt sind, und irgendwie verspielt. Wir wollen uns hier nicht lange damit aufhalten, sondern nur darauf hinweisen, dass das, was die akademischen Diskurse jahrelang beschäftigt hat, für die Menschen ohne entsprechende theoretische Anbindung ganz normal ist. Den Beweis gab es neulich im Fitnessstudio. Da ein Fitnessstudio im ländlichen Raum als reinster melting pot beinahe jedes Vorurteil zum Schmelzen bringt, das man sich überhaupt denken kann, wird es noch mehrfach in diesem Zusammenhang eine Rolle spielen. Es gibt auf dem Land nur wenige Menschen und also auch nur eine geringe Dichte an Fitnessstudios und also müssen alle in dasselbe Studio gehen und da geht es dann eben drunter und drüber, statt sich ordentlich auszu-

differenzieren, nach Einkommen, Kultur, Bildungsabschluss oder Alter.

Ich war jedenfalls in meinem Fitnessstudio gerade beim Umziehen und mit mir kleideten sich noch zwei andere Männer um, beide etwas jünger als ich. Ich kannte sie schon lange vom Sehen, hatte sie aber nie gesprochen. Beide wirkten auf mich so, als hätten sie gar nichts anderes im Kopf als diese Hantelmaschinen. Man denkt das so, wenn man ihnen beim Training zusieht. Ich habe allerdings keine Ahnung, was sie denken, wenn sie mir zusehen.

Jedenfalls reden die beiden nun miteinander:

*Und, wat machste am Wochenende?*

*Ick hab mein' Sohn da.*

*Ach wat, du hastn Sohn? Hätt ick ja ni jedacht!*

*Na klar, ölwe is der schon. Machen wa't uns jemütlich.*

*... Und du, wat machst du?*

*Ach, ick muss uff de Schicht. Als Kranknpfleja, weeste.*

*Wat, du machst Schicht? Im Kranknhaus? Ich dachte imma, du bist Frisör, wejen deine Haare, du hast so jesteilte Haare.*

*Ja, dacht ick o, dass ick mal Frisör werde. Aber denn hab ick do wat andret jemacht. Als Frisör, hab ick mir jedacht, kannste immer no jehn.*

Aus dieser kleinen Unterhaltung kann man drei interessante Dinge lernen. Erstens: Die beiden Gesprächspartner hatten jeweils falsche Bilder von sich. Der eine hätte dem anderen keine Vaterschaft zugetraut, der an-

dere hielt den einen für einen Frisör. Zweitens: Auch ich hatte falsche Bilder von den beiden Männern, die jeweils ihren wechselseitigen Irrtümern entsprachen. Drittens: Die Formulierung „als Frisör kannst du immer noch jeh“ verweist darauf, dass man das ganze Geheimnis des Identitätsdiskurses auf wunderbar einfache Weise formulieren kann: Wir gehen ins Leben wie zum Fasching. Die einen als Friseur, die anderen als Akademiker. Das ist doch ganz normal. Und es beinhaltet sogar eine gewisse Freiheit des Kostümwechsels.

## **Unfreundlich**

Furchtbar, diese Deutschen  
sind so schrecklich  
unfreundlich,  
mufflig, stofflig, remplig, maulfaul,  
einfach unfreundlich,  
wahnsinnig unfreundlich.

Dagegen in England:  
Kaum hat man jemanden berührt, heißt es gleich:  
Sorry, sorry sorry!  
Das ist für unsereins  
wie ein Bad in Champagner!

In ganz Europa sind die Menschen freundlich,  
und immer für ein Schwätzchen gut.

Auch die Iren, auch die Schweden, auch die Franz ...  
Nein, die Franzosen nicht?  
Doch, die auch!  
Ah! So höflich, so herrlich freundlich, so umgänglich.

Wir dagegen: wie die Russen,  
stur gradeaus, immer mit Tunnelblick,  
so dermaßen unfreundlich!  
Beim Einkaufen,  
Ellenbogen raus und los,  
nie sagt einer sorry!  
Am schlimmsten sind sie hier, in Brandenburg.  
Und am allerschlimmsten die in unserer Gegend,  
so unglaublich unfreundlich!  
Besser noch allemal ist es im Süden,  
da sind sie wenigstens ein bisschen freundlich,  
die grüßen auch, und so.

Diese Unfreundlichkeit die macht mich  
so verärgert,  
da werde ich gleich richtig unfreundlich!

Wie?  
Ach ja, Tach!

## Wieso haben sie Schwielen?

Für Kinder sind Erwachsene in Stein gemeißelt: Sie verändern sich nicht, sie sind einfach alt, je älter, desto starrer. Das ist insofern kurios, als es sich für die älteren Menschen genau umgekehrt anfühlt: die Jahre fliegen dahin und das eigene Leben verläuft wie im Zeitraffer.

Als ich mich mit dreißig Jahren auf dem Land niederließ, hatte ich, zumindest auf die alten Damen in meiner Kirchgemeinde, durchaus noch eine solche kindliche Sicht. Es waren eben alte Damen, oft mit Dauerwellen, und ich konnte mir schwer vorstellen, dass sie auch einmal junge Mädchen gewesen waren. Das änderte sich erst nach und nach. Einen wichtigen Beitrag zu dieser Verschiebung leistete die enorme Schlagfertigkeit und Auffassungsgabe unserer Seniorinnen, die mich bis heute immer aufs Neue verblüfft. Sie reagieren schnell und sie haben einen sehr guten Überblick. Es gibt also immer wieder Überraschungen: Frau L. kann wunderbar Klavier spielen, Frau H. beherrscht die Regeln demokratischer Selbstverwaltung, als hätte sie eine entsprechende Ausbildung genossen und Frau S. sieht zwar blind aus, ist es aber nicht. Wie ich merkte, als ich ihr gegenüber saß.

*Wieso ham sie'n solche Schwielen, sie sind doch Doktor!*

Ich sah meine Hände an und erblickte Schwielen. Sie waren mir noch nicht aufgefallen. Zu jeder Zeit hatte

ich viel am Haus zu tun.

Also erklärte ich Frau S., wie das zusammenhängt. Aber das wusste sie natürlich schon. Sie hatte mich bloß necken wollen.

Apropos Doktor, akademische Titel werden auf dem Land immer noch hoch geschätzt. Da die erschlichenen Titel vieler Politiker keine Ausnahmefälle, sondern Anzeiger eines schwerwiegenden Verfalls unseres Bildungskapitals sind, tut mir das zuweilen regelrecht weh. Es ist, als bewahrte man sich in der Provinz noch einen Respekt vor Leistungen, die dort, wo sie erbracht werden, längst verramscht werden.

### **Stammtische nicht verloren geben!**

Man sagt, am Stammtisch regiert der Populismus. Ist das so?

Es gibt heute nicht mehr viele Stammtische in der Provinz, die meisten Kneipen haben zu. Die Stammtischdiskurse sind hierzulande in die Sauna abgewandert, dort gibt es ja auch Bier. Hier habe ich folgende Diskussion erlebt, es ging um das Schicksal der europäischen Währungsunion:

*Ick wird dir wat saren, die solln mit den Euro erst ma die janzn kleen und schwachn rausschmeißen, will ick dir saren, die janzn Griechn und im Ostn die och, erst mal bloß die starken Wirtschaften drinlassn und denn solln die sich erst ma berappeln da, dit bringt do allet nüscht.*

*Jenau! So isset! Dit sarick o imma usw.*

Alle nicken, bis auf einen, so einen kleinen. Der sagt:

*Du, dit hat mit schwach und stark ja nüscht zu tun, dit jeht bei diese Währungsdinge ausschließlichsch darum, ob die n ausjeglichenen Haushalt ham oder Schulden machen, darum jeht et. Da kann ne große Wirtschaft sogar noch mehr Schaden machen, wenn der Staat ni jut haushalten tut.*

Schweigen. Dann sagt der erste wieder.

*Ach naja, weefste, trotzdem, dit kann ja sein, dass et wat mit die Haushalte zu tun hat, aba ick würde trotzdem saren, die schwachen und kleen erst mal alle raus! Die im Osten da, die solln sich erst ma, die ham do no jar keene Wirtschaftskraft, die brauchen no Jahrzehnte, bis die mit uns uffgeschlossn ham. Die müssn sich do erst ma entwickeln!*

*Dit stimmt, sagt nun wieder einer, die ham ja grade erst anjefang!*

*Jenau, sagt der erste wieder, deshab will ick dir saren, die Esten und die alle, erst ma raus.*

*Die Esten haben einen der janz wenigen ausjeglichenen Haushalte in Europa, insistiert der Kleine nun wieder. Und solange der Haushalt ausjeglichen is, is dit alles bestens.*

Jetzt mault der erste nur noch herum. Und die anderen sind still. Der Kleine hat gewonnen.

Man soll die Stammtische nicht gering achten. Es darf sich bloß keiner zu schade sein, zu widersprechen.

## **Neulich bei einer Party im Oderbruch, mit vielen Gästen aus großen deutschen Städten**

A: Und, wie sind die Leute hier so?

B: Wie ... sind?

A: Na, ich meine, wie die hier so drauf sind. Ich hab den Eindruck, die sind ganz nett.

B: Mh. Manche sind so, andere so.

C: Also ich glaube, die sind total fremdenfeindlich hier. Mich haben sie im Dunkeln in die falsche Richtung geschickt. Das war doch Absicht! Solche Arschlöcher.

A: Also auf mich haben sie einen ganz netten Eindruck gemacht.

B: Mit wem hast du denn geredet?

A: Na, mit dem Kneiper.

B: Sonst mit niemandem?

A: Naja, bisher...

C: Wovon leben die denn hier eigentlich?

B: Das ist verschieden...

C: Also machen die hier alle Landwirtschaft oder was? Kann man denn davon leben?

B: Manche schon.

C: Oder sind die arbeitslos oder wie?

B: Manche sind arbeitslos, aber es gibt auch welche...

C: Das ist doch keine Perspektive, wenn du hier draußen arbeitslos bist. Und die andern fahr'n alle Trecker oder was?



B: Also...

C: Und wo gehen die Kinder hier zur Schule? Gibt es hier überhaupt Schulen?

B: Ja, schon, durchaus, es gibt...

C: Und wie kommen die da hin? Werden die gefahren? Und was machen die in ihrer Freizeit? Wo geht ihr denn hier einkaufen?

A: Ich war ja heute Nachmittag schon da, wir waren in einem Nettomarkt. War eigentlich ganz normal, so, wie man das kennt halt.

C: Könnt ich nich. Auf kein' Fall. Nä. Könnt ich nich.

A: Also, ich fand sie ganz nett.

C: Nä. Also, das wär das letzte.

## **Regionaler Schabernack**

Dear God! Thank for that lovely day and help me not to forget: Never trust a Corkman!

Dieses Stoßgebet kommt aus Irland. Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist es völliger Unsinn, es besagt, dass die Menschen aus der südirischen Stadt Cork regelmäßig die Unwahrheit sagen. Trotzdem hält es sich, es ist nämlich ein beliebtes Vorurteil.

Aber es ist ein ganz anderes Vorurteil als jene, die wir bisher behandelt haben. Es ist Teil eines Spiels. Das Spiel lautet: Wir gehören zusammen, wir bilden eine Gemeinschaft, ob wir es wollen, oder nicht. Und da bei uns nicht so viel los und es manchmal sogar

ein bisschen langweilig ist, erzählen wir übereinander Geschichten, bauschen Mücken zu Elefanten auf und unterstellen uns gegenseitig Eigenschaften, mit denen wir uns dann aufziehen und necken können. Wir bezeichnen harmlose Ehemänner als Schürzenjäger, unbescholtene Frauen als Klatschweiber und die Leute aus dem Nachbardorf als Schildbürger. Wir machen die Differenzen zwischen uns sagenhaft groß, als hätten wir es mit harten Kontrasten zu tun. Wir vermischen Wahrheit und Dichtung, wir treiben Schabernack.

Wenn man so etwas ein paar Generationen lang macht, am besten ohne Unterbrechung durch Kriege und andere Katastrophen, dann wird aus so einer ländlichen Gegend das reinste Wunderland. Auf Schritt und Tritt gibt es dann herrliche Lügengeschichten und da diese sich immer mit wahren Begebenheiten vermischen, findet man sich bald nicht mehr zurecht, es sei denn man strickt mit an den ganzen Legenden.

Hier im Oderbruch gibt es einen Mann, der an ähnlichen Entwicklungen arbeitet. Er ist der reinste Lügenbaron und alles, was er sagt, stimmt. Und er pocht immer darauf, dass sich die südlichen, die mittleren und die nördlichen Landesteile des Oderbruchs fundamental voneinander unterscheiden. Sie haben völlig verschiedene Mentalitäten und überhaupt sind die Leute ganz und gar anders. Wenn er einen anruft, dann verweist er immer darauf, dass er aus dem mittleren Oderbruch anruft. Diese Angabe ist ihm sehr wichtig

und damit hat er ja auch Recht. Denn in Groß Neuen-  
dorf, wo er wohnt, kleben die Leute doch die Briefmar-  
ken immer hinten auf den Brief auf und wenn sie am  
Deich spazieren gehen, dann werfen sie den Anglern  
immer Kraut vor den Haken. Sowas würden wir hier  
im Norden natürlich nie machen. Wir haben andere  
Hobbys. Wir sind auch sehr fleißig. Ein jahrzehntelang  
hier engagierter Wasserbauer erzählt immer gern, dass  
beim 1947 Hochwasser ganze Scheunen von den Flu-  
ten in der alten Oder mitgerissen worden sind. Wenn  
man am Ufer stand und durch die offenen Tore der  
vorbeistreichenden Gebäude blickte, sah man, dass da  
drinnen unbeirrt gedroschen wurde!

### **Schöne und intellektuelle Menschen**

Vor ein paar Monaten hatte ich Besuch von einem Be-  
kannten aus einer größeren Stadt. Er war hier für ein  
paar Tage im Urlaub und hatte sich schon ein paar  
Stunden umgesehen. Und nun kam er zu mir und ver-  
kündete: Es sind keine schönen Menschen hier.

Ich sah meinen Bekannten an, in dessen Zügen lang-  
sam die Physiognomien der eigenen Eltern den Sieg er-  
rangen – die Jugend vorbei, nun kommt im Gesicht die  
Stunde der Wahrheit: Wie hast du gelebt, wer bist du?  
Man kann die Wirklichkeit des eigenen Lebens nicht  
mehr mit üppigen Haaren oder jugendlicher Energie

übertönen. Und nun also ein Urteil über die Schönheit des hiesigen Menschenschlags.

Man kennt das von manchen Männern. Sie unterhalten sich über schöne Frauen als wäre es eine ausgemachte Sache, was an einer Frau schön ist. Das hat mich schon immer irritiert. Dabei ist es eine alte Weste: Schönheitsnormen trüben den Blick für das Schöne. Aber wie will man das sagen? Und während ich noch überlegte, war mein Besuch schon zum zweiten Thema übergewechselt. Hier seien so wenige Leute wie ich, so vom Intellektuellen her, wie ich denn damit klarkäme?

Naja, das lässt sich leichter beantworten als das mit der Schönheit. Denn in Bezug auf die Helligkeit der hiesigen Geister ist es falsch, wie sich aus diesen kleinen Berichten hoffentlich ergeben hat. Und zweitens, sollte nur von der fachlichen Prägung die Rede sein, dann gibt es eine ganz einfache Antwort: Nein, da fehlt mir gar nichts.

Neulich kam mein Nachbar und half mir, einen Hahn zu schlachten, oder besser: Ich hatte Angst davor, weil ich es noch nie gemacht hatte, also machte er es für mich. Es dauerte lange, denn mein Nachbar ist ein bisschen einsam und er musste sich ein paar Sachen von der Seele reden. Wir tranken ein Bier und dann noch eins und bekakelten alles, was so passiert war in der letzten Zeit. Es war ein unvergesslicher Abend. Er war besser als manch anderer.

Dagegen gibt es hier wie überall Leute, die meinen, sich von den anderen durch ihr kulturelles Kapital zu unterscheiden. Sie denken tatsächlich, sie seien hier auf dem Land von dummen Menschen umgeben. Was immer man auch dazu sagen und denken mag, das ist wirklich dumm.

## V

# Reparieren und Selbsterhalt

(2013)

## 1. Der Schulranzen

Im Verlaufe meiner Kindheit hatte ich zwei Schulranzen. Der erste war klein und diente von der Einschulung bis zur dritten Klasse, danach gab es einen zweiten, den ich bis zum Abitur trug. Er war aus Leder und hatte einen Tragegriff, so dass man auf die Riemen, mit denen er auf den Rücken geschnallt wurde, irgendwann verzichten konnte – aus dem Tornister wurde so eine Aktentasche. Es war mir nie peinlich, den Ranzen zu benutzen, viele meiner Mitschüler hatten genau denselben.

Jeweils im Juli gab es die Zeugnisse und die großen Ferien begannen. Sie dauerten immer bis zum ersten September – das war der erste Schultag. Die Ferien wanderten nicht, der Sommer war frei, im August zur Schule zu gehen war undenkbar. Aber der Ranzen war nun viele Monate lang herumgeschleudert, überladen und gezerrt worden, also gingen einige Nähte auseinander. Meine Eltern schickten mich deshalb immer am Ferienanfang zu einer kleinen Werkstatt oberhalb des Eberswalder Marktes. Es war ein winzig kleiner Raum,

darin saß eine alte Frau, sie nähte und flickte Taschen zusammen. An den Wänden standen Regale, auf ihrem Tisch lagen alte Ahlen und Nadeln, wie ich sie nur von dort kannte. Die Frau nahm den Ranzen entgegen, wechselte ein paar freundliche Worte mit mir und schickte mich in meine Ferien. Ende August holte ich den Ranzen ab, sie wusste immer sofort, wer ich war und welcher Ranzen zu mir gehörte. Ich bezahlte vielleicht eine Mark fünfundsiebzig und ging nach Hause, der Ranzen war gut vernäht und hielt wieder ein Jahr.

Später verschwand die Werkstatt der alten Frau, und das Haus wurde abgerissen. Vielleicht war sie auch gestorben. Ich reparierte den Ranzen fortan selbst, meist nahm ich Angelsehne. Das war nicht so schön wie das braune Garn der alten Frau, aber immerhin, der Ranzen ließ sich retten, das Leder war sehr stabil.

Ich denke oft an die alte Frau. Ich vermisse das Gefühl, dass mit dem Ranzen, den sie in Ordnung brachte, auch die Welt irgendwie wieder in Ordnung gebracht wurde. Ja, ein bisschen war es so. Und genau umgekehrt ist es heute: Wir alle wissen, dass uns das ständige Wegwerfen nicht guttut. Aber warum sind diese kleinen Reparaturwerkstätten denn trotzdem ausgestorben?

Meine Kinder verbrauchen in ihrem Schulleben mindestens zehn verschiedene Taschen und Schulrucksäcke. Könnte man sie reparieren? Ja, man könnte, aber wer sollte davon leben? Es wäre nicht so ein-

fach wie damals bei meinem Ranzen. Vor allem wäre es gegen den Willen der Kinder.

Und da haben wir die drei Gründe für das Aussterben der Reparaturwerkstätten: Erstens ist kaum noch jemand bereit, mit dem Wenigen zu leben, das dabei zu verdienen ist: Flickschuster waren immer arm, wenn auch sicher nicht armselig. Zweitens sind die Dinge schwerer zu erhalten, weil sie überwiegend aus Erdöl bestehen, das über kurz oder lang verschleißt. Und drittens entfernen wir die alten Sachen immer häufiger zugunsten eines moderneren Konsumglücks aus unserer Welt. Es liegt also nicht nur an den schlechten Sachen, es liegt auch an den Ansprüchen derer, die arbeiten und derer, die konsumieren.

Das ist nun einmal so und ich weiß, dass man diese Tatsachen unseres Lebens nicht einfach ignorieren kann. Aber im politischen Diskurs wird immer wieder behauptet, wir hätten nun, gescheit geworden durch die ökologischen Zeichen, einen Pfad zur Nachhaltigkeit eingeschlagen. Und das bezweifle ich nun doch.

Na und was jetzt? werden viele sagen. Was sollen wir denn daraus lernen, was machen wir nun? Ich weiß es nicht. Ich muss nachdenken.



## 2. Frickeln und Heilemachen

Man kann Dinge reparieren lassen oder man kann es selbst tun. Wenn etwas nicht in Ordnung gebracht wird, kann das daran liegen, dass es definitiv irreparabel ist oder es liegt an einem selbst. Über schlechte Produkte wollen wir uns diesmal nicht aufregen, wir fragen stattdessen, warum ein Mensch überhaupt den Versuch unterlässt, sie wieder instand zu setzen. Denn das wäre doch naheliegend.

Es gibt da ein gutes Beispiel und das ist die Fahrrad-reparatur. In meiner Kindheit schraubten alle Jungs an ihren Fahrrädern herum. Sie bauten Gangschaltungen an, flickten die Reifen, wechselten Teile aus, die meisten setzten diese Tätigkeit später bei den Mopeds fort. Das ist heute selten geworden. Meinen Söhnen habe ich nicht vermitteln können, an ihren Drahteseln Hand anzulegen, und meine Freunde berichten von ihren Kindern dasselbe. Die Kinder sagen: Mein Fahrrad ist kaputt. Dann gucken sie einen erwartungsvoll an. Die Väter erwidern empört: Na dann reparier das doch, ich hab dir doch gezeigt, wie man das macht! Aber die Kinder verstehen gar nicht, was man von ihnen will, sie gucken verunsichert weg. Man könnte sagen, sie sind zu faul, aber das ist zu einfach. Es ist eher so, dass sich unsere Kultur geändert hat und Kinder sind nun einmal Seismografen, sie nehmen diese Veränderungen direkt auf, denn sie haben keine Vorprägungen.

Und die heutige Kultur sagt ihnen: Kaufe es neu oder gib es wenigstens in eine Werkstatt. Selbst reparieren, das gibt es gar nicht.

Wenn es in den kulturellen Registern, die mir zur Verfügung stehen, keines mehr zum Reparieren gibt, dann geht damit der Verlust einer Erfahrung einher: Prozesse selbst gestalten und zum Erfolg bringen zu können. Der Sieg des „Heilemachens“ weicht einer Ohnmachtserfahrung. Und die ist heute prägend für viele pubertierende Kinder. Wenn die biologisch programmierte Selbstorganisation der Kindheit abgelaufen ist wie ein Verfallsdatum („Leine, Leine!“ schreien die Kleinen und sie meinen damit, dass sie unbedingt alles allein tun wollen) und sich noch keine neue Form der Selbsttätigkeit entwickelt hat, bleibt nur das Gefühl, der Welt ausgeliefert zu sein in Passivität.

Wie aber kommt es, dass manche über das kulturelle Register des Reparierens noch verfügen? Hier gab es eine Familie in der Nachbarschaft, sie hatte vier Jungs. Einer von ihnen bastelte immer an den Fahrrädern und Mopeds herum. Er war der einzige wirklich fröhliche Junge unter den Brüdern: geschickt, ruhig, heiter und seltsam immun gegen Gruppendynamik, also befreit vom Kampf um Anerkennung, unter dem heute so viele Jugendliche leiden. Jeder mochte ihn. Wir haben ihm ein Moped abgekauft, leider kommen wir nicht so gut dazu, es zu reparieren. Denn ein Moped muss natürlich immer irgendwie repariert werden. Ich

weiß nicht, warum dieser Junge reparieren konnte, wogegen es seine Brüder kaum taten. Vielleicht hat er die Entdeckung dieses Glücks der Selbsttätigkeit aus der Kindheit mitnehmen können, irgendwie, in einem kleinen Köfferchen seiner Seele.

Aber neulich ging unsere Leinwand kaputt, auf der wir immer Filme gucken, mein Sohn hatte sie zu weit aus dem Gehäuse gezogen, nun wollte sie nicht wieder herein. Ich frickelte fluchend an dem Ding herum. Die Leinwand war zu billig gewesen, die Schrauben nur zum einmaligen Gebrauch gedacht, der ganze Plunder wollte nicht wieder funktionieren. Deprimiert wollte ich die Leinwand zum Sperrmüll tragen und eine neue kaufen, da kam mir die Idee, auf den Schnappmechanismus zu verzichten und die Leinwand stattdessen wie ein Rollo zu verwenden. Ich schmiss das Gehäuse weg, brachte ein Rädchen mit einem Zugseil an und hängte es wieder an die Decke. Es sieht besser aus als vorher, schlanker, einfacher. Und jedes Mal – wirklich jedes Mal, wenn ich die Leinwand aufziehe, verspüre ich einen kleinen Triumph.

### **3. Wie wir uns selbst erneuern**

Wir haben nun gesehen, dass uns das Reparieren von Dingen, vorausgesetzt es gelingt, guttut. Einer, der das auch für sich erkannt hat, ist der Dalai Lama. In seiner freien Zeit repariert er gern Uhren. Einem Journalisten

sagte er mal, während er durch die Lupe in ein Uhrwerk schaute, er hoffe, diese ganzen Einzelteile hier wieder in das Gehäuse zu bringen und dann auch noch an den richtigen Platz. Dann kicherte er. Warum tut dieser bedeutende Mann so etwas? Was am Reparieren ist so wohltuend?

Die Dinge der Technik sind oft kompliziert, aber wenn man versteht, wie sie funktionieren, gewinnt man Klarheit über eindeutige Zusammenhänge von Ursache und Wirkung. Die tun gut, denn sie unterscheiden sich von den Beziehungen unseres Lebens, das komplex ist. Zwar hängt auch hier alles zusammen, aber eben nicht kausal. Eine soziale Veränderung hat keine Ursache wie eine Feder, sie entsteht durch schwer überschaubare Wechselwirkungen. Der Unterschied wird vor allem dann spürbar, wenn etwas nicht gut läuft. Geräte gehen bloß kaputt, während menschliche Beziehungen in eine jahrelange Negativdynamik münden können. So entstehen Tragödien und gesellschaftliche Katastrophen, und je sorgfältiger man sie betrachtet umso stiller und bescheidener wird man, weil man versteht, dass es dafür keinen Klempner gibt. Der Wecker dagegen funktioniert oder er funktioniert nicht (oder er hat eine mehr oder weniger tolerable Macke). Insofern hat das Reparieren schon einmal etwas Entlastendes.

Noch wichtiger ist der Unterschied zwischen dem Kaufen neuer und dem Reparieren alter Dinge. Denn

als Teil unserer Lebenspraxis müssen die Dinge in unser Alltagssystem integriert werden. Man muss sie irgendwo hinstellen, zu benutzen lernen, sich um sie kümmern. Deshalb sind ältere Menschen oft nicht willens, etwas Neues anzuschaffen. Die neuen Geräte verlangen Aufmerksamkeit, die man ihnen gar nicht schenken möchte. Sie nerven, noch dazu wenn sie schlechte Produkte sind. Repariert man dagegen die alten Dinge, stellt man auch sein eigenes System wieder her. Und da man dies durch eine eigene Aktivität erreicht hat, stellt dies keine Erstarrung, sondern eine Erneuerung dar.

Es ist also nicht nur ein materielles Recycling, sondern auch eine geistige Reparatur. Sie ist für uns selbst gut und auch die Dinge danken sie uns. Eine Nachbarin schreibt mir dazu: „Ich treffe mich mit einer Freundin einmal die Woche zu unserem sogenannten Häkelchen. Da flicken wir Klamotten, Arbeitshemden, Socken und die H&M-Produkte, deren Halbwertszeit bekanntlich gering ist. Sie haben mehr Wert dann, die Sachen.“ Sie haben mehr Wert, weil sie über ihren Tausch- und Gebrauchswert hinaus noch die Arbeit unserer eigenen Hände aufnehmen.

Wenn wir in diesem Licht das Versprechen von Recycling und erneuerbarer Energie betrachten, sehen wir, dass es (abgesehen davon, dass es sowohl in stofflicher als auch in energetischer Hinsicht eine Beschönigung darstellt) ein sehr unvollständiges Versprechen

ist. Denn das Metall oder den Kunststoff kann man vielleicht wiederverwerten, aber wir selbst erneuern uns im industriellen Recycling keineswegs. Im Gegenteil, in unserer Beziehung zu den Dingen erleben wir einen psychischen Verschleiß, weil wir sie uns nicht aneignen oder, wie der Philosoph Hartmut Rosa sagt, es versäumen, sie uns anzuverwandeln. Dann nehmen wir es den Dingen übel, wenn sie alt werden oder Gebrauchsspuren zeigen. Wir werden garstig zu ihnen und sagen: So ein schreckliches Ding, ich kann es nicht mehr sehen! Und kaufen was Neues. Das Wegwerfen bekommt unter diesen Umständen etwas Befreiendes. Ein Freund von mir sagt dann immer: Es ist doch schön, wenn wieder was weg kann!

So kommt es auch, dass das Gefühl, das Leben rase an uns vorbei, inzwischen zu einem kulturellen Gemeingut geworden ist. Aus dem alten Stoßseufzer „Kinder, wie die Zeit vergeht!“ ist ein kollektives Entsetzen geworden. Wir haben das Gefühl, dass uns das Leben buchstäblich zwischen den Händen zerrinnt. Und ein wichtiger Grund dafür ist: Wir haben aufgehört, unsere Sachen wieder ganz zu machen.

#### **4. Helden und Motorgeräte**

Auf dem Land braucht man ein Auto, welches regelmäßig gewartet und repariert werden muss. In den ersten Jahren meines Landlebens erledigten das Horst

Lehmann und sein Geselle Fredi in Hohenfinow. Die beiden waren immer fröhlich und hatten für jedes Problem eine Lösung; Pirelli-Kalender an der Wand, Radio an, los ging es. Die Umstellung auf Westautos war überhaupt kein Problem gewesen. Alles, was einen Verbrennungsmotor hatte, kam in ihren Händen wieder in Gang. Lehmann fand immer die günstigste Lösung und er forderte wenig Geld. Mit fünfundsechzig verlegte er seine Werkstatt für weitere sechs Jahre ins Nachbardorf, da war mehr Platz. Mit einundsiebzig hörte er auf. Das war schade. Er hätte es wohl noch eine Weile machen können, aber er war vernünftig und hörte auf seine Frau.

Seitdem sind wir bei Matthias und Matthias in Alt-  
ranft. Die beiden waren kurz nach der Wende als junge Automechaniker aus Nordrhein-Westfalen gekommen und hatten dort in einer LPG-Maschinenhalle ihre eigene freie Werkstatt aufgemacht. Auch sie reparieren mit technischem Ehrgeiz alles, was knattert und tuckert. Immer sieht man auch einen Oldtimer herumstehen, an dem nebenbei gewerkelt wird, und wenn jemand auf der Durchreise ist und eine Panne hat, sind sie zur Stelle. Sie bilden Lehrlinge aus und statt einer Rentenversicherung kaufen, sanieren und vermieten sie Wohnhäuser in den hiesigen Ortschaften, in denen angeblich niemand mehr wohnen will. Es ist übrigens alles belegt.

Als freie Werkstatt halten Matthias und Matthias bei moderaten Stundensätzen auch die altersschwachen Kleinwagen der Hartz-Vierer und anderer armer Menschen in Ordnung, denn für uns auf dem Land ist der fahrbare Untersatz im täglichen Überlebenskampf unentbehrlich. Wie beim alten Lehmann kann man im Autohaus Oderbruch sehen, dass gute Handwerker intelligent und überhaupt ausgeschlafen sein müssen, was man von vielen Akademikern leider nicht behaupten kann. Oft denke ich, dass unsere ganze Bildungslogik, nach der ein gutes Leben nur durch Gymnasium und Hochschule zu erreichen ist, völlig verkorkst ist. Denn es zieht die guten Leute von all den Dingen ab, die man im Leben wirklich braucht: Häuser bauen, Essen machen und eben günstig Autos reparieren.

Aber es gibt einen wichtigen Unterschied zur Werkstatt des alten Horst Lehmann: Zwar haben die beiden Technikwende der elektronischen Fahrzeugausrüstung akzeptiert, rüsten also alles nach, was man heute braucht, um Bordcomputer zu steuern, Fehler auszulesen und Wartungsfristen zu programmieren. Aber oft lässt ihnen gerade die Elektronisierung der Fahrzeuge nur den Austausch von Aggregaten, in die man nicht mehr eingreifen kann. Nicht mehr das Teil wird ausgetauscht, sondern die Einheit. Hinzu kommen Bauteile, die nicht darauf ausgelegt sind, überhaupt lange ihren Dienst zu tun. Matthias und Matthias kämpfen



um ihre Berufsehre gegen die Demütigung einer Entwicklung, bei der hinter jedem Sicherheitsfortschritt und hinter jeder Umweltentlastung ein Trick lauert. Und es wird immer deutlicher: Die freien Werkstätten, die sich dem System der Wegwerfautos widersetzen, sind nicht mehr erwünscht. Dort, wo ein Filialbetrieb seinem Kunden empfiehlt, es wäre „mal wieder Zeit für einen neuen Wagen“ arbeiten sie verzweifelt gegen die geplante und mit den Mitteln der Industriesysteme durchgesetzte Obsoleszenz. Mit lebenslanger Garantie werben heute manche Autofirmen, sie meinen damit 180.000 km. Demnach wären die meisten Autos in der Obhut von Matthias und Matthias längst gestorben.

Dieser Kampf macht meine Automechaniker müde, manchmal bitter. Auch die ständigen politischen Gängeleien und Anreize haben einen doppelten Boden: Abwrackpämie, Feinstaubplakette, Euronormen – vieles riecht nach symbolischer und bürokratischer Aufrüstung. Matthias und Matthias haben mir vor sechs Jahren einen Golf 3 besorgt, Baujahr 95. Man spürt ihren Ehrgeiz, dieses herrliche Auto, das noch kein Fake ist, das aus richtigen und zuverlässigen Teilen besteht, so lange wie möglich zu reparieren. Es ist ein Kampf gegen das Vergessen, gegen die Zeit. Ich mache mit, wenn auch nur als Kunde. Denn obwohl es für dieses Auto wahrscheinlich noch die einst beliebten „Wie helfe ich mir selbst“-Bücher gibt, bin ich selbst kein Autobastler geworden.

Ist es wirklich nur ein letztes Aufbäumen? Ich weiß nicht. Die Reparatereure jedenfalls sind für mich Helden. Wenn es ernst wird, dann schlägt ihre Stunde. Dann können sie die Welt retten, meine Welt jedenfalls. Ich wünsche ihnen Ausdauer und Zuversicht.

## **5. Vom Wegsehen und Abwracken.**

Es war in den neunziger Jahren in den USA. Wir waren als Studenten in Hollywood gewesen, hatten die Studios besucht und das Geschäftliche und Geschäftsmäßige am Film kennengelernt. Zur besseren Mobilität hatten wir einen Kleinbus gemietet. Er war nagelneu, wir ließen die Klimaanlage auf Hochtouren laufen, denn so etwas kannten wir nicht. Einmal ging etwas mit dem Schlüssel schief, er lag im innen und es war abgeschlossen, jedenfalls mussten wir den Bus aufbrechen. Ein andermal gab es einen Lackschaden an der Seitentür. Also waren wir bei der Rückgabe ein bisschen angespannt. Wie würde der Autovermieter die Sache aufnehmen?

Am Schalter empfing uns eine Frau in hellblauer Geschäftskleidung. Der Bus stand draußen, wir reichten die Schlüssel ohne eine Erläuterung zu den Schäden über den Tresen. Sie nahm Schlüssel und Papiere, es ging ruckzuck, bye, see you! Das kam mir aber nun doch komisch vor. Gut erzogen, wie ich war, sagte ich zu der Schalterfrau: Won't you come out with us and

have a look at it? Daraufhin war einen Moment Stille und meine Kommilitonen sahen mich an, als hätte ich den Verstand verloren. Die Frau blickte auf und sagte: Look at WHAT? Wir sahen uns in die Augen, ich verstand ihren warnenden und verneinenden Blick. Oh nothing! erwiderte ich und wir verließen das Gelände. Wir haben nie wieder etwas von dem Autoverleiher gehört.

Zwanzig Jahre später dachte ich an diesen Tag zurück. Meine Frau hatte auf der Suche nach einem Bienenwagen einen alten Imbissanhänger aufgetan, den ich nun für die Zwecke der Imkerei umbauen sollte. Es ging nicht. Das Gefährt war innerlich verfault, der Fußboden gab nach, aus den Wänden rieselte es heraus. Ich dachte an den Mann, von dem der Wagen kam, er hatte gesagt: Ick wollte den ja eijentlich abwracken. Abwracken, das klang gut, abwracken und neu aufbauen. Also los.

Es war ein Alptraum. „Abwracken“ klang zwar nach einer sauberen Angelegenheit, aber tatsächlich war es ein einziges Reißen und Zerren. Nach einem Tag sah es in unserem Garten aus wie nach dem Unfall in Fukushima. Ausgestattet mit Vorschlaghammer, Flex und Brechstange brachte ich eine Unmenge Materials zum Vorschein, das mit Wrasen und altem Frittenfett getränkt war. Der Wagen war nicht nur verschraubt oder verschweißt, er war auch vernagelt, verleimt, verklebt und vertackert. Ein untrennbares Gemisch aus Teer,

Aluminium, Holz, Blech, Plaste, Styropor, Gummi und Stahl bedeckte die Wiese. Der Wind fuhr zornig hinein, als wollte er mich fragen: Warum breitest du diesen traurigen Wohlstandsmüll hier aus?

Wir machten alles so klein wie möglich und brachten es in Säcken und Rollen zu einem Recyclinghof. Dort wies mir eine Frau nach einigen genuschelten Erklärungen meinerseits, um was für Müll es sich eigentlich handelte (ich wusste es ja eigentlich nicht zu beschreiben) einen Container zu. Wir sahen uns in die Augen und ich wusste sofort, sie wollte nicht mit hinauskommen und sich den Mist ansehen. Es war genau derselbe Blick wie der jener kalifornischen Autovermieterin. Der Blick sagte: Es gibt keine richtige Lösung für ihr Problem, wir wissen das und mit jedem weiteren Wort machen wir die Sache nur kompliziert, also gehen sie einfach. Ich lud alles ab und fuhr mit schlechtem Gewissen nach Hause.

Es gibt keine richtige Lösung. Die verschämte Entsorgung gehört zum System. Der amerikanische Kleinbus war längst irgendwie abgeschrieben, eine Versicherung muss ja auch für etwas gut sein, wahrscheinlich hatten wir sie sogar bezahlt. Und für den Müll des Imbisswagens gibt es auch kein befriedigendes Verfahren. Weil wir das wissen, schweigen wir. Wir gehen nicht mit raus, um es uns anzusehen. Es ist eine Kultur des Wegsehens, des Nicht-Fragens. Wir delegieren uns an die Technik oder an Rechenricks.

Meine Nachbarn hatten sich auch mal einen alten Wohnwagen auf den Hof gezogen, ein cooles rundes Ding, einst ein Luxusanhänger. Es war ebenfalls verrottet, nach drei Dosen Bauschaum sahen sie der Wahrheit ins Auge. Aber nun hatten sie einen Berg Müll am Hals. Schließlich fanden sie jemanden, der ihnen den Wagen abnahm. Sie zogen ihn mit dem Trecker an eine Silagegrube und bugsiierten ihn von dort auf einen Hänger, fort damit. Man muss immer noch einen Dümmeren finden.

Und unser Wohnwagen? Der ist jetzt aus Holz, nur den Stahlboden und das Blechdach habe ich übernommen, als Fenster dienen die alten Frühbeetabdeckungen. Dann zogen die Bienen ein. Es riecht jetzt gut darin, nach Wachs, Rauch und Holz. Wenn der Wagen mal baufällig ist, dann kann ich ihn reparieren. Mit Holz ist das kein Problem.

Nur die hässlichen Klappen des Imbisswagens, die wahrscheinlich schon viele tausend Currywürste und Bierbecher gesehen hatten, stehen noch im Garten herum. Ich weiß nicht, was ich mit ihnen machen soll. Wahrscheinlich sind sie eine Art Mahnmal: Gedenket des schrecklichen Mülls, ob in Amerika oder im Oderbruch!

## **6. Fortschritte im Haushalt Über Geräte und Heizungen**

Wer sich heute in seinem Haushalt umsieht, wird eine Vielzahl von Geräten erblicken; Geschirrspüler, Waschmaschinen, Kaffeemaschinen, Kühlschränke, Milchschaumer, Brotbackautomaten, Trockner. Natürlich funktionieren alle mit Strom. Dieser Umstand ist wichtig, weil er unmittelbaren Einfluss auf die Debatte über die Energiepolitik hat. Ich bin der Überzeugung, dass die meisten Menschen aufgrund der vielen Elektrogeräte in ihrem Haushalt das Gefühl haben, dass sie ohne Strom nicht leben könnten, ja, dass sie beinahe selbst schon ein Elektrogerät sind. Gerade läuft eine Science-Fiction-Serie im Fernsehen, da sieht man androide Roboter, die sich selbstständig gemacht haben, auf der verzweifelten Suche nach einer Steckdose, an der sie sich aufladen können, weil sie sonst in sich zusammensacken. Ich habe den Eindruck, in dieser Vision spiegeln wir uns selbst.

Einen wichtigen Gedanken zur Rolle der Haushaltsgeräte in unserem Leben habe ich von Imma Harms. Imma hat angesichts der scheinbar unaufhörlichen Elektrifizierung und Automatisierung unseres Alltags eine schöne Beobachtung angestellt: Jedes neue Gerät enthält das Versprechen der Freiheit, genauer: das Versprechen, uns von einer Last und Arbeit zu befreien, die es fortan für uns übernimmt. Der Geschirrspüler

spült für uns, die Heizung heizt für uns und das fließende Wasser aus dem Hahn nimmt uns die Mühe des Wasserholens ab. Wir nehmen diese Angebote gern an, weil wir dadurch Zeit gewinnen, um etwas anderes zu machen. Und nun stellt sich die einfache Frage: Das, was wir also abgeben, an die Technik – geben wir es nicht auch weg? Geben wir es nicht auch aus der Hand und, indem wir es aus der Hand geben, schenken wir damit nicht ein Stück unseres Lebens weg? Und was erlangen wir dann für eine Freiheit, in der wir von allem befreit sind? Was machen wir damit?

Ich höre schon die Einwände, spöttisch, ja zornig – ob ich mich denn wohl, wie einst die Waschweiber im achtzehnten Jahrhundert, im Winter an die Oder stellen und im Eis meine Schlüpfen und Laken waschen möchte, einen ganzen Tag lang, um mir dabei das Rheuma einzufangen? Ob ich etwa keine automatische Heizung hätte? Und so weiter.

Aber es geht mir nicht um eine technikfeindliche Haltung, es geht nur um die Art, in der wir über die Dinge sprechen, es geht um die Richtung, die unsere Gedanken nehmen, es geht um die Entscheidungen, die wir erst noch treffen, nicht um jene, die wir mehr oder weniger getroffen haben. Und da zeigt sich doch, zumindest für einen Landbewohner, dass Heizen, Kochen und Kompostmachen Teile des Lebens selbst sind, dass sich also der Sinn des Lebens in diesen Tätigkeiten realisiert. Ich meine also, man sollte gut über-

legen, was man an die Technik übergibt und was nicht, bzw. inwiefern es nötig ist, die Technik selbst zu beherrschen, damit sich im technischen Prozess auch etwas Sinnvolles abspielt! Denn wenn die Heizung einfach bloß heizt, dann macht das nicht glücklich. Glücklich macht es nur, wenn es von einem selbst ausgeht. Und dies ist ohne Zweifel bei einem Ofen leichter zu gewährleisten als bei einem Thermostat. Im „Malerlehrling“ von Veit Templin findet sich dazu eine schöne Betrachtung. Ich zitiere sie hier einmal:

*Es ist mir unmöglich in einem warmen Raum zu sitzen, ohne etwas dafür getan zu haben. Gesteuert von Außen- und Innentemperaturfühlern, Pumpe hier lang, Pumpe da lang, Dreiwegeventil vom Puffer in den Kessel, vom Kessel zurück zum Speicher und von dort in die Konvektoren. Alles Quatsch. Heizen kann auch eine Zeremonie sein, denn Kachelofen, Kochmaschine und Badeofen sind deine Freunde. Ein Dreiwegeventil wird es nie sein, das Ding bescheißt dich garantiert und bringt das warme Wasser irgendwo hin, wo du es nicht vermutest. Erst an Gas- oder Ölrechnungen merkst du, das was nicht stimmt. Ein Ofen ist ein Freund. Du entzündest das Feuer, vorher machst du ihm den Hintern sauber und er dankt es dir mit gesunder Wärme. Monate vorher musst du Holz machen. Wochenlang beschäftigst du dich mit diesem tollen Material, holst es aus dem Wald, sägst es auf Länge, spaltest es und lässt es zwei Jahre trocknen. Ja, gut Ding will Weile haben und der Hof sieht schön*



*aus mit dem aufgestapelten Holz. (Sieh dir dagegen die Tanks an, die stinkenden!) Dann bist du zufrieden in der Stube mit warmem Rücken am Ofen sitzend, weil du etwas dafür getan hast und der Ofen dein Freund ist. Das ist einfach so. Der Mensch ist nicht so hochintelligent wie er es sich immer einbildet, bloß weil er ein Dreiwegeventil hat und sich das Ding dreidimensional auf dem Laptop ansehen kann. Ich finde die Menschen intelligenter, die unabhängig sind und trotzdem den gleichen Wohlstand genießen, genauso baden, essen, wohnen und trinken und so hat mich auch noch nie das Plumpsklo irgendwo auf dem Hof gestört. Also kein Wasser, kein Gully und die Kacke als Dung auf dem Acker. Warum soll das dumm sein?*

Nicht jeder Mensch kann und will so leben und es ist der Vorteil unserer Zeit, dass wir die Wahl haben, ob wir zum Beispiel selbst heizen oder uns versorgen lassen – oder vielleicht sogar eine Mischung aus beiden Strategien entwickeln wollen. Das ist in Ordnung. Aber in einer Zeit, in der das Leben auf dem Land immer mehr infrage gestellt wird, sollte man doch festhalten: Es gibt hier Menschen, die in recht großer Freiheit und angenehmem Selbstvertrauen leben, ohne dass sie dafür viel Geld brauchen. Ich finde, Menschen, die so zu leben versuchen, sind wichtig. Jedenfalls vertraue ich mich ihnen gerne an, weil ich viel von ihnen lernen kann.

## VI

# Nachdenken über das Urlaubmachen

(2013)

### 1. Geständnisse einer Reisemimose

Und, wo wart ihr jewesn? Auf diese obligatorische Frage zum Schulbeginn gibt es meist nur eine knappe Antwort, dann gehen wir zum Alltag über. Urlaubsreisen sind in unserer Kultur selbstverständlich, wir behandeln die Mobilität als Grundrecht, das wir nach Kräften wahrnehmen. Manche meiner Freunde fliegen gern weit weg. Wenn Sie auf die Urlaubsfrage *Gomera* oder *Seychellen* antworten, haben sie alle einen ähnlichen Gesichtsausdruck, ein Lächeln mit leichtem Schuldeingeständnis. Es ist, als wollten sie sagen: Ich weiß, dass es eigentlich Irrsinn ist, für zwei Wochen da hin zu fliegen, aber man lebt nur einmal.

Ich selbst habe einige Probleme mit dem Reisen. Ich bin ein Spielverderber. Da ist zum einen das Wohlstandsgefälle, das zwischen meinem und vielen anderen Ländern der Welt besteht. Es fällt mir schwer, in arme Gegenden zu fahren und an den Leuten dort neugierig vorbei zu spazieren, sofern ich nicht etwas mit ihnen arbeite und teile. Wenn ich mir eine Reise in ein Land leisten kann, die ein Vielfaches des dortigen

Jahreseinkommens verschlingt, dann weiß ich nicht, wie ich mich zu den Leuten dort verhalten soll. Die Rollen, in denen wir uns gegenüber treten, so denke ich mir, schließen es aus, dass wir uns anfreunden – und das sollte doch möglich sein, wenn man zu anderen Menschen fährt. Ich weiß natürlich, dass einige meiner Freunde auf ihren Reisen mit Land und Leuten in guten Kontakt getreten sind, ein allgemeines Urteil will ich mir also nicht anmaßen. Vielleicht bin ich einfach eine Reisemimose.

Ich fürchte auch, dass wir als Reisende zu Agenten der Tourismusindustrie werden; in den letzten Winkel der Welt exportieren wir die Logik des Marktes. Diese Dialektik ist unhintergebar und jeder weiß, dass selbst die vermeintlich authentischen Reisepfade in kaum erschlossene Regionen letztlich Pionierwege sind, denen der touristische Weltgeist nachspürt, um seine Autobahnen in den Dschungel zu schlagen. Das galt schon für die großen Naturforscher und es gilt auch für den Rucksacktouristen.

Ich habe oft den Eindruck, dass wir die Welt mit unserem ewigen Freizeitverkehr kleiner machen. Ich lebe ja in einer Landschaft, die sich, je mehr Zeit ich in ihr verbringe, immer mehr ausdehnt. Sie ist ein Kosmos, der mir mit seinen Menschen und ihren Schicksalen, mit den verschiedenen Orten und Häusern, mit all dem, was in ihm zu hören, zu sehen und zu erfahren ist, unendlich erscheint. Ich fühle mich hier manch-

mal wie ein Kind, das in eine mannigfaltige Welt blickt. Das dauernde Reisen fördert dagegen in meinen Augen den umgekehrten Effekt. Es ist wie ein Abgrasen, wo man gewesen ist, ist die Welt verbraucht und so schrumpft sie immer mehr zusammen und verliert ihre Geheimnisse.

Was mich aber am meisten stört, ist die Nebensächlichkeit, mit der unsere hohe Urlaubsmobilität abgehandelt wird. Die Veränderungen, die mit mir während des Reisens vorgehen, sind so immens, dass ich immer staune, wie wenig wir darüber sprechen, was das Reisen mit uns macht. Somit kommen nicht einmal die guten Seiten unserer Urlaubskultur auf den Tisch: Die zeitweilige Loslösung vom eigenen Koordinatensystem, was neue Perspektiven auf das eigene Leben ermöglicht. Die Inspiration durch andere Kulturen, durch ihre Speisen, Sprachen und ihre Musik. Die Zeit, die man mit seinen Mitreisenden verbringt und so, wenn es gut läuft, etwas für die Erneuerung seiner Beziehungen tut. Der funktionslose Genuss dieser schönen Welt, ihres Himmels und ihres Wassers, was einem Momente tiefer Dankbarkeit beschert. Und vielleicht auch Reisebekanntschaften, die einen bereichern, so dass man sich für neue Menschen öffnet, und sei es auch nur für eine Zeit. All das verdanken wir dem Reisen und wir reisen heute so viel wie noch nie und möglicherweise auch so viel wie in Zukunft nie mehr. Aber die Art wie wir darüber sprechen ist

so arm und verkümmert, als handele es sich um eine lästige Pflicht.

Um einen kleinen Beitrag zur Besserung unserer Urlaubskultur zu leisten, will ich in den folgenden drei Kolumnen ein wenig Rückschau halten auf das, was ich diesen Sommer auf meiner Reise beobachtet habe.

Ich war in Schweden, genauer: in Småland. Ich weiß, das ist ein bisschen einfallslos, aber meine eingangs geschilderten Nöte lassen sich hier gut mildern: Die Leute sind nur unwesentlich ärmer oder reicher als ich. Der Tourismus ist eingespielt, man macht da also nicht mehr viel kaputt. Und da ich schon oft nach Schweden gefahren bin, wird meine subjektive Welt dadurch auch nicht kleiner, sondern eher wieder größer, ich staune, dass es doch immer wieder etwas Neues zu entdecken gibt und meine, jedes Mal etwas mehr von der Welt zu verstehen, die ich zur Erholung betrete.

Wenn ich in den Urlaub fahre, kommt mir das manchmal wie ein kleines Leben vor. Am Anfang ist die Welt sehr aufregend, mit ihren neuen Gerüchen und Geräuschen, mit dem veränderten Licht und den anderen Menschen. Man hat außerdem das Gefühl, eine sehr lange Zeit vor sich zu haben. Dann verändert sich der Blickwinkel, man ärgert sich über etwas oder die eigene Aufmerksamkeit wird durch irgendwelche Umstände in Anspruch genommen, sodass man gar nicht bemerkt, wie die Tage verstreichen. Plötzlich stellt man erschrocken fest, dass die Hälfte der Ur-

laubszeit schon vorüber ist und man nimmt sich vor, alles noch mehr zu genießen. Das glückt dann auch, aber das Verrinnen lässt sich nicht aufhalten, man muss zurück. Und dieses Zurück, was ist das eigentlich, was bedeutet das? Das bisher gelebte Leben wird einem fast so unbegreiflich wie die Frage nach dem Jenseits. Man kommt ja gar nicht mehr zurück, nach dem Urlaub ist etwas anderes als vor dem Urlaub, man steigt nicht zwei mal usw.. Und der Abschied schließlich, der ist schmerzhaft. Der Mond schimmert noch einmal auf dem Wasser, als wolle er einem zum Abschied großes Kino bieten. Man atmet tief durch und ist erfüllt von Schwere und Stille. Und wenn man auf der Rückfahrt eine Musik auflegen will, scheint keine mehr zu passen.

## **2. Häuser in Småland. Über Baukultur**

Jeder kennt die roten schwedischen Häuser, sie sind ein Klischee. Man sieht sie in Astrid Lindgrens Bullerbü-Büchern und auch der alte Pettersson wohnt mit seinem Kater Findus in einem. Heute kann man darin Urlaub machen, denn viele der alten Bauern- oder Kätnerhäuser sind nur noch als Feriendomizile in Gebrauch. Auch in Schweden zieht es viele Leute in die Städte oder zumindest in andere Häuser.

Die alten Häuser sind jedenfalls aus Holz und man sieht ihnen an, dass es der Gegend nicht an diesem

Baustoff mangelt. Meistens sind sie vertikal verschalt, so dass auf die Stöße der Fassadenbretter noch eine Deckleiste genagelt wird, es gibt aber auch Stülp-schalungen und andere Varianten.

Die ganz alten Scheunen oder Rauchfanghäuser haben ein silbergraues Gewand aus verwittertem Holz. Die dominierenden Wohn- und Wirtschaftshäuser aus den letzten 150 Jahren sind dagegen meist mit Falunrot oder „Faluröd“ gestrichen, das ist ein Anstrich, der auf der Basis von Eisen hergestellt wird. Bei den Bergwerken in Falun wurde die Farbe lange Zeit als Nebenprodukt des Kupferabbaus hergestellt, daher hat sie ihren Namen. Man kann sie gut immer wieder überstreichen. Das kräftige Rot der Wohnhäuser kontrastiert meist mit weißen Fenstern und Eckleisten, während bei landwirtschaftlichen Gebäuden schwarze Türen und Luken den Kontrast bilden, wie man es auch aus Norddeutschland kennt. Es gibt auch gelbe, graue und hellblaue Töne, aber das Rot ist vorherrschend. Den Anfang mit diesen Fassadenanstrichen machten übrigens im achtzehnten Jahrhundert die herrschaftlichen Güter, wohl um den roten Ton der niederländischen Backsteinhäuser zu imitieren. Nach und nach breitete sich diese Gewohnheit aus. Man könnte auch sagen: Erst die Industrie förderte den Wunsch nach Farbe, um ihn dann auch gleich zu befriedigen.

Holz und rote Farbe. Der Vorteil an diesem geringen Formenrepertoire ist die Stilsicherheit, mit der die

småländischen Häuser aus ihrer Kultur hervorgewachsen. Selbst schnell erstellte Anbauten – Veranden, Windfänge oder Stubenerweiterungen – werden durch die gestrichenen Holzfassaden wie selbstverständlich integriert. Die Häuser sehen hier auf eine bestimmte Weise aus und also gehören sie zur Landschaft, man sagt dann: sie passen dazu. Winzige Arme-Leute-Häuser und stolze große Bauernhöfe tragen dasselbe Kleid. Ställe, Hundehütten, Scheunen, alles sieht von ferne gleich aus, und das macht die Sache eben nicht langweilig, sondern zeigt erst die Schönheit des menschlichen Wirkens in der Landschaft – eine Mannigfaltigkeit unendlicher Variationen; feine Verzierungen, hübsche Balkons, genial einfache Holzverbindungen. Kein Haus ist wie das andere, gerade weil alle auf den ersten Blick gleich scheinen. Man kann sich nicht satt sehen.

Wer nach Småland fährt, versteht (eben weil es hier weithin noch anders aussieht), was der Philosoph Rolf Peter Sieferle gemeint hat, als er sagte, dass unsere moderne Wirtschaft die Stile der Welt durch die Mobilisierung von Baustoffen zu einem irrsinnigen Gemisch gewürfelt hat. In unseren Orten wird alles verbaut, was man an Exotischem kriegen kann. Die Baumärkte bieten italienischen Marmor neben gefärbtem Beton und chinesischem Plasteimitat an, es ist wie beim Karneval. Dagegen halten viele Schweden sich immer noch an ihren gewachsenen Formenkanon. Ich habe mich



oft gefragt, warum sie das tun – und warum andere es gerade nicht tun. Es gibt nämlich auch in manchen schwedischen Dörfern oder am Rande von Städten kleine Neuhaussiedlungen, die mit dem Kanon brechen. Sie geben einem Rätsel auf, denn sie sind ganz offensichtlich Zeugnisse einer sinkenden Baukultur. Sie sehen aus, als habe man sich mit der Traurigkeit des eigenen Lebens abgefunden.

In Schweden habe ich, angeregt durch die roten Häuser, über unsere heimische Baukultur nachgedacht. Ich dachte an Veit, der mir erzählt hatte, dass er auf der Heimfahrt oft einen Umweg nimmt, weil er den Anblick der neuen Reihenhäuser fürchtet, die da entstanden sind. Sie deprimieren ihn, und ich verstehe das. Ich dachte an die ganzen Materialien, die heute beinahe automatisch in unsere Häuser geraten, all die ausgasenden, dampfsperrenden oder wiederum diffundierenden Stoffe, die Verkleidungen und Grundierungen. Jahrtausendlang bestanden Häuser aus Stein, Lehm und Holz, auf einmal bestehen sie aus Sondermüll. Sind es bessere Häuser? Wohl kaum.

Ich dachte an die Hofgesellschaft im Oderbruch, die sich seit Jahren darum bemüht, die Baukultur dieser Landschaft zu erhalten und zu fördern, indem sie mit dem alten Material und den vorhandenen Gebäuden weiterarbeitet. Und ich dachte an den seltsamen Effekt der neuen Siedlungen: Jeder will sich individuell verwirklichen und so gleichen die Häuserreihen manch-

mal einem grotesken Wettbewerb der Bausünden und des Gartenplunders. Sie sind auch immer schlechter lesbar: überall Verblendungen, Schichten über Schichten. Sie lügen geradezu.

Viele Architekten haben versucht, moderne Antworten auf dieses Problem zu geben. Manche waren erfolgreich, aber immer nur bei einzelnen Häusern, nie auf regionalem Maßstab. Und der Denkmalschutz, der doch eigentlich dafür da sein sollte, die Menschen dabei zu unterstützen, zeitgemäße Antworten auf die Frage nach dem Umgang mit historischer Substanz zu finden, macht sich mit starren Vorgaben unbeliebt. Er fördert geradezu die Entfremdung der Menschen von ihren historischen Bauweisen. Neulich besichtigte ich mit Freunden ein altes Bauernhaus, das in Neureetz zum Verkauf stand. Der Besitzer stieg aus dem Auto und sagte: „Bevor wir uns das angucken muss ich ihnen sagen, dass es unter Denkmalschutz steht. Wollen sie es jetzt noch sehen?“ Es klang so, als würde er mich fragen, ob ich freiwillig ins Gefängnis gehen würde.

Das Oderbruch liegt ja nun nicht in Schweden. Hier haben die Menschen Jahrhunderte lang Fachwerkhäuser gebaut – mit gutem Grund. Diese Häuser bestehen aus Materialien, die hier zu finden sind, und sie verkraften den schlechten Baugrund, ein schiefes Fachwerk ist etwas ganz Normales. Trotzdem ist selbst Sympathisanten diese Bauweise heute meist zu teuer. Wir leben nämlich nicht mehr in Familien, die über

Generationen wirtschaftliche Kraft sammeln, um damit ein ordentliches Haus zu bauen. Wir müssen meist in einer Generation das Dach über dem Kopf errichten und finanzieren. Und das hält dann eben auch nur für eine Generation.

An den Baustilen kann man gut erkennen, was es mit dem Begriff landschaftlicher Eigenart auf sich hat. Die ist nichts für den bloß konservierenden Denkmalschutz, denn das Leben geht weiter. Dennoch kann man sie nicht einfach neu definieren und nach Willkür verändern. Was an einem Ort entstanden ist, dazu müssen wir uns in Beziehung setzen, wenn wir den Mischer anwerfen, jedenfalls, wenn uns an der Eigenart unserer Landschaft etwas liegt. Jedes Gesicht verändert sich, aber es sollte doch ein Gesicht bleiben. Und dieses Gesicht ist die Eigenart.

Viel ist im Oderbruch, allen Bausünden zum Trotz, davon noch zu sehen, mehr als in vielen anderen Landschaften. Wenn ich mit Studenten in einer Sommer-schulwoche durch das Oderbruch fahre, sperren viele den Mund auf. Es kommt ihnen hier vor wie in einem kleinen Wunderland. Als ich in Schweden war, dachte ich: Das wäre doch schade darum.

### **3. Über die Erinnerungskultur in Agrarlandschaften**

Viele der småländischen Höfe haben eine landwirtschaftliche Geschichte. Es sind große Bauernanwesen darunter und arme Kätnerbuden und oft kann man an den Strukturen der kleinen und großen Höfe noch die einstige Bewirtschaftung ablesen. Natürlich verändert sich die Nutzung auch hier, die Stellen, an denen noch Landwirte wohnen, fallen sofort ins Auge. Sie sind moderner, unsentimentaler, den Bedingungen der Produktion angepasst. Der Lebensstil der Schweden ist, genau wie unserer, großen Wandlungen unterworfen. Aber es gibt einen Unterschied und der liegt in der Art und Weise, wie die Leute, zumindest in Småland, mit den alten Dingen und den landschaftlichen Erinnerungen umgehen.

Das fängt schon beim Loppis an. Loppis ist die Bezeichnung für eine Art Flohmarkt, den viele Menschen in ihren alten Scheunen und Garagen oder in eigens aufgestellten Gartenpavillons veranstalten. Flohmärkte gibt es auch bei uns, aber diese hier bestechen durch die Sorgfalt, mit der der alte Plunder aufbewahrt, gepflegt und nun bepreist und ausgestellt wird. Schrille Kaffeeservices aus den siebziger Jahren prangen neben tadellosen Butterfässern, Kartoffelstampfern und Schnapsgläsern, altes Emailgeschirr besticht durch seine leuchtenden Farben, gepflegte Küchenwaagen

mit Tariergewichten werfen die Frage auf, warum man sich eigentlich jemals auf diese Modelle eingelassen hat, bei denen immer die Batterien leer sind. In Schweden ist beileibe nicht alles besser als bei uns, aber diese Loppishuden sind liebevoll arrangiert, da beißt die Maus kein' Faden ab.

Wenn man drei oder vier Loppishöfe besucht hat, hat man vielleicht Lust, einen der vielen Hembygdsgården zu besuchen. Das sind meist alte Bauernhöfe inmitten des Dorfes, die von den Dorfbewohnern liebevoll gepflegt werden, der geschmückte Baum von den Sommersonnenwendfesten steht noch Wochen später auf der Wiese. Neben den alten Gebäuden beherbergen die Heimatgärten oft auch noch eine Heimatstube in einem alten Bauernhaus. Hier gibt es die ganzen alten Geräte zu besichtigen, die früher in den Wirtschaften benutzt und zum Teil sogar erfunden worden sind. Geniale Lösungen sind das, die einen manchmal mit offenem Mund in alten Küchen stehen lassen. Da haben die sparsamen Bauern doch tatsächlich, als das Tapetieren in Mode kam, nur die guten Stuben mit eigens gekaufter Tapete ausgekleidet, in der Küche dagegen wurden immer die Reste verklebt, so dass man hier vier, fünf oder sechs verschiedene Tapeten bewundern kann! In den Dachkammern dominiert sogar bloßes Zeitungspapier als Tapete. Es ist interessant, die vergilbten Artikel nach sprachlichen Kräften zu studieren. Zudem gibt es kleine Faltblätter, die darüber informie-

ren, wer in den Häusern einmal gewohnt hat, was das für Leute waren, und was man von ihnen für die Erinnerung des Dorfes zusammengetragen hat. Tolle Geschichten, manchmal so lakonisch und aufmerksam erzählt, dass man versteht, warum Astrid Lindgren aus dieser Gegend kommen musste. Und während man bei uns in den Museen oft steht und denkt: Aha, so haben die Leute hier früher also gelebt; denken die Leute dort vielleicht eher: So haben wir gelebt.

Was erzähl ich da von Heimatstuben im Ausland? Aber ja, auch bei uns gibt es Heimatstuben und die meisten machen eine sehr gute Arbeit! Mir fiel in meinem Urlaub auf, dass wir uns als ländliche Gesellschaft zu wenig um diese Heimatstuben kümmern, und dass das, was sie zur Identität unserer Landschaft beitragen, nicht genug geschätzt wird. (Die Heimatstube Letschin ist hier ein leuchtendes Vorbild, denn ihr gelingt es seit Jahren, die Leute aus dem Ort für viele Geschicke und Aktivitäten zu interessieren.)

Besonders wichtig scheint mir, dass die Leute aus dem Dorf diese Stätten nutzen, um sich zu treffen und in der Pflege dessen, was von ihrer Vergangenheit überkommen ist, ihr Rückgrat zu stärken. Das geht natürlich nicht über ein ständiges Nachtrauern, es geht über das Zusammensitzen und Schwatzen. Man muss den Gästen etwas erklären und ins Gespräch kommen. Und wie macht man das?

Es geht mit Kaffee und Waffeln. In Schweden sind es

meist die älteren Leute, die sich um die Heimatstuben kümmern. Ich finde das gut. In Deutschland könnten sie das auch machen, und manche tun es auch, aber die meisten werden verscheucht, weil bei uns hass-erfüllte Demografen und Journalisten überregionaler Tageszeitungen hinter den Ecken lauern, die nur darauf warten, dass sie ein paar alte Leute sehen, welche sie als Menetekel für den Untergang des Landes brandmarken können: Ha, ein alter Mensch! Da haben wir es wieder! Sterbende Dörfer!

Wie dem auch sei, an den Wochenenden und in der Sommersaison manchmal auch wochentags, bieten die Heimatstuben Kaffee und Waffeln an, ja, gut, vielleicht noch einen Saft für die Kinder, aber sonst immer nur Kaffee und Waffeln. Das ist eine wunderbare Idee, die ihren Reiz wiederum in ihrer Einförmigkeit hat – keiner muss sich Gedanken machen, ob man nun noch Wiener mit Senf oder Kuchen (und was für welchen) oder vielleicht doch besser Bier anbieten sollte. McDonalds & Co haben dieses Konzept imitiert, deshalb sind sie so erfolgreich – jeder weiß, woran er ist, wenn er das Auto anhält und aussteigt. Deshalb strömen die Leute also in Scharen und futtern selbst gebackene Waffeln mit Schlagsahne und Himbeermarmelade und trinken dazu beliebige Mengen an Kaffee, den sie immer nachgeschenkt bekommen, einmal bezahlen ist für den normalen Kaffeedurst ausreichend. Es ist einfach und schön.

Ich glaube, dass der Tourismus in einer Agrarlandschaft nur eine Chance hat, wenn die Menschen, die in der Landschaft leben, das, was sie haben, auch selbst schätzen und mit guter Laune zeigen und anpreisen. Damit ist kein Staat zu machen und kein Geld zu verdienen, es ist also nichts für die professionellen Touristiker und erst recht nichts für Hygieneämter und Steuerbehörden. Reich wird man davon nicht und von Abgaben und Kontrollen sollte man die Finger lassen. Aber es macht aus einer Landschaft eine Gegend, in der man sich gern aufhält. Wenn dann ein professioneller Anbieter kommt und sagt: Hallo ich hätte hier dies und das, es kostet eine Stange Geld, aber ich muss davon leben und vielleicht wollt ihr es euch gönnen, dann sind die Gäste vielleicht bereit, zu bleiben und dafür auch Geld auszugeben.

So wird ein Schuh draus. Die Alternative ist ein Legoland, ein Heidepark Soltau, was weiß ich. Nichts, wo ich hinfahren oder leben möchte.

#### **4. Ohne Fleiß kein Preis. Von Drahtziehereien und Kulturgutachtern**

In Småland gibt es eine kleine Ortschaft namens Gnosjö, die auf den ersten Blick sehr unscheinbar ist. Tatsächlich ist sie in Schweden recht bekannt, denn sie hat eine eigenartige Wirtschaftsentwicklung genommen, die auf einem vitalen Industriegewerbe fußt, das im



achtzehnten Jahrhundert zu wachsen anfang. Dieses Wachstum hat schließlich so viel schönen Wohlstand hervorgebracht (und im Übrigen auch die höchste Zuwanderung aus dem Ausland ermöglicht), dass man schließlich in Schweden vom „Gnosjöandan“ spricht, von einem „Gnosjö-Geist“, einem Vorbild in Punkto Wirtschaftsmut und Findigkeit. Woran kann man diesen Geist bemerken?

Bei der Spurensuche helfen wiederum die Museen der Gegend, welche hier folgerichtig der Industriegeschichte gewidmet sind. Eine junge Frau führt uns durch das Gelände, sie heißt Sarah und spricht deutsch, das hat sie in der Schule gelernt. Sie nimmt sich für fünf Touristen zwei Stunden Zeit. Das könnte man über den Eintrittspreis kaum bezahlen, aber die Gemeinde will es so und unterstützt den Förderverein dabei, eine Geschichte gut zu erzählen, die den Ort nun einmal ausmacht. Betriebswirtschaftlich kann man das nicht bewerten, oder falls man es doch tut, dann führt es in den Unverstand.

In Gnosjö wurde seit dem 18. Jahrhundert Draht gezogen, viele Gnosjöer waren also Drahtzieher. Das ist nicht trivial. Man bedenke, wie wichtig und knapp Draht damals war. Anfangs wurde das dafür benötigte Erz sogar aus den Sedimenten der schwedischen Seen gewonnen, dann eingeschmolzen und mit Pferdekraft (später durch Wasserkraft) mittels einer konischen Führung in die Länge gezogen. Es ist unglaublich! Aus

einem Stück Eisen, das gerade mal einen halben Meter lang ist, konnte man so, je nach Dicke, mehrere Kilometer Draht machen.

Die Drahtzieher waren oftmals nebenbei noch Bauern, sie hatten mehrere Standbeine und sie waren zunächst arm. Auf der Basis ihres Drahtes entstanden nun wiederum ärmliche kleine Industriemühlen und Manufakturen entlang des Flüsschens, das sich dort durch den Wald schlängelt. Was da alles hergestellt wurde! Krampen und Nägel, Beschläge, Federn und Karabinerhaken, lauter Dinge, die wir aus unserem Alltag kennen. Wenn man das sieht (und man bekommt es vorgeführt) begreift man erst, welche Innovation das Eisenhandwerk damals erlebt hat.

In dieser langsam aufblühenden Industriekultur tauchte nun ein kleiner Mann auf, er hieß Anders und war sehr klein, deshalb nannten ihn alle Klein-Anders. Er stellte Maßketten her, mit denen man flugs am ermittelten Umfang eines Ochsen auf dem Markt bis auf 5 kg genau dessen Gewicht ermitteln konnte, außerdem Niederklammern (die wir heute noch von BH's kennen) und lauter andere Kleinteile. Es muss mühsam gewesen sein, aber Klein-Anders war fleißig und seine Familie war es auch. Die Söhne übernahmen später das Geschäft, sie fertigten vor allem Mausefallen und Schneebesen. Am Wohnhaus von Klein-Anders sieht man, wie sich nach und nach ein behaglicher Wohlstand ausbreitete, der sich auch gern zeigte: Eine

repräsentative Kochmaschine, schöne Tapeten und Öfen, ein früher Telegrafengerät und tolle Küchenmaschinen finden sich da.

In den Spuren jener Zeit ist noch ein direkter Zusammenhang zwischen den Ressourcen der Landschaft und der Arbeit des Menschen zu sehen. Man erkennt, dass beides miteinander in einem fruchtbaren Verhältnis stand. Auch die frühe Industrie verursachte natürlich harte Eingriffe in die Landschaft und manche waren ohne Zweifel sehr zerstörerisch. Aber dennoch war durch den engen räumlichen Bezug von Arbeit, Leben, Landschaft und Wohlstand auch ein Segen auf dem ganzen Tun. Es war mühsam, aber der Sinn der Mühe lag doch greifbar wie das Gold im Bach und so wurden eben auch die Fleißigen belohnt für ihre Beharrlichkeit. Es hat sich über Generationen ausgezahlt. Noch Sarahs Mutter hat in Gnosjö in einer Mausefallenfabrik gearbeitet und alle haben einen Begriff von den Tugenden der Leute, die damals mit der Sache angefangen hatten.

In jenen Wochen waren wir auch in Älmhult, in der Stadt, von der aus der schwedische Möbelkonzern IKEA seinen weltweiten Siegeszug antrat. Hier kann man in einer Designausstellung sehen, was für Möbel da über die Jahrzehnte produziert wurden. Auch hier erkennt man, vor allem bei den alten Entwürfen, einen engen Zusammenhang der Industrie mit dem Land, in dem sie gedeiht. Der Erfindungsreichtum der små-

ländischen Bauern und ihre Fähigkeit im Umgang mit Holz sprechen aus vielen Produkten. Die traditionellen Formen werden modernisiert, halten aber Tuchfühlung mit ihrer Herkunft, deshalb haben sich die Teppiche, Stühle und Tische bis heute eine eigenartige Frische bewahrt, die sie von den rustikalen Machwerken vieler deutscher Möbelhersteller unterscheidet. Es soll hier nicht um die politisch-ideologische Geschichte des schwedischen Möbelpatriarchen gehen und auch nicht um das, was diesen global agierenden Konzern heute ausmacht, nein, mir geht es um eine einst prägende Industrie, die noch ein landschaftliches Bewusstsein hatte.

Denn diese Industrie vergeht. Heute stehen am Rand der schwedischen Städtchen graue Kisten, in denen irgendetwas hergestellt wird. Man sieht keinen Zusammenhang mehr zu dem Land, in dem sie stehen. Der Bezug zur landschaftlichen Ressource wird schwächer, an vielen Stellen geht den tradierten Gewerken der Boden verloren. In einer småländischen Stadt hat vor wenigen Jahren eine große Papierfabrik zugemacht, der Schock sitzt buchstäblich noch in den gerade aufgegebenen Geschäften und Restaurants. Es herrscht eine gespenstische Ruhe, es klappert keine Mühle, die Eisenbahn ist abgeschafft und Klein-Anders wüsste wohl nicht mehr, was er mit seinem Fleiß anfangen sollte.

Kann man diese Veränderungen durch die Musealisierung des Vergehenden überstehen? Nein, das

reicht auf keinen Fall. Aber wenn die Museen als Teil einer regionalen Kultur begriffen werden, in der das Bewusstsein von den eigenen Ressourcen geschärft und erneuert wird, dann können sie sehr wichtig sein. Die auf lange Sicht erfolgreichsten Unternehmen haben sich eine starke regionale Bindung erhalten. Und auch wenn das Erz vom Grund der schwedischen Seen heute niemand mehr haben will, haben die Menschen doch in der Gewinnung dieses Erzes ihr Leben ausgeformt und sie werden früher oder später darauf zurückkommen, wenn die weltweiten Erzvorkommen ausgeschürft sind. So, wie wir auf den guten Boden im Oderbruch zurückkommen und ihn vor dem Ausverkauf schützen müssen.

Die Karte unserer Wirtschaftswelt ist zerrissen – in der einen Hand halten wir den Teil, der die Wege an unserem Lebensort beschreibt, in der anderen jenen, auf dem die Pfade der weltweiten Arbeitsteilung eingezeichnet sind. Auf diesen globalen, jedenfalls überregionalen Pfaden laufen wir heute mehr oder weniger erfolgreich, auf ihnen werden wir ernährt und versorgt und tun dafür irgendetwas, das uns mehr oder weniger einleuchtet. Für die Karte dagegen, auf denen die heimischen Wege verzeichnet sind, scheint es kaum noch Verwendung zu geben. Aber das ist eine Täuschung. Genau diese Wege sichern uns den Selbsterhalt als Menschen mit Bindung und Verstand, auch wenn wir Schuhe aus Vietnam und T-Shirts aus Bangladesch

tragen. Wir müssen weiter auf diesen lokalen Wegen gehen, damit sie nicht zuwachsen oder von ganz anderen benutzt werden, denen es egal ist, was es damit auf sich hat. Eine gute kulturelle Orientierung ist nur möglich, wenn wir wieder beide Teile der Karte nutzen, so unterschiedlich sie auch sein mögen.

Über diese Dinge habe ich nachgedacht, nachdem ich in Gnosjö war und es arbeitet immer noch in mir. Deshalb habe ich Sarah gerne zugehört und die Sicherheitsnadel, die sie für uns gebogen und geschliffen hat, halte ich in Ehren. Da sie spitzer als gewöhnliche Nadeln ist, eignet sie sich gut zum Anpieken der Eier vor dem Kochen.

## VII

### Mensch und Raum

#### **Latte Macchiato im Busch**

Über Liebesbeziehungen zur Landschaft

Also das wär mir nichts hier draußen, sagt Frau B. zu mir. Im Frühling oder im Sommer mal auf einen Nachmittag, ja – aber hier leben? Auf keinen Fall! Und im Winter kriegen mich keine zehn Pferde hier raus. Hier gibt's ja nicht mal einen guten Latte. Wo geht ihr hier einkaufen? Und was ist mit Kino, mit der ganzen Kultur? Und die Leute! Hier ist doch nichts!

Ich habe wirklich schlechte Karten hier draußen. Es gibt kein Café mit einem gescheiten Latte. Beim Einkaufen steht man mit Menschen an der Kasse, deren Einkaufswageninhalt man nicht geschenkt haben möchte. Deshalb geht man hier auch nicht gern einkaufen, es ist reizlos. Im Kino ist es oft ungeheizt oder die Vorstellung fällt aus, weil man der einzige Gast ist, vom Programm ganz zu schweigen.

Frau B. ist die Essenz von hunderten Menschen, die seit fünfzehn Jahren meinen Wohnort kommentieren: Kollegen, Fremde und Bekannte, auch Freunde. Sie sagen alle eigentlich ein- und dasselbe: Hier ist nichts. Manche sagen es vorsichtig und manche direkt.

Diese Feststellung ist richtig, wenn man nach Angeboten sucht. Der ländliche Raum bietet wenig, denn die geringe Zahl von Menschen bildet nur eine kleine Gruppe von Käufern. Dieses Problem hat sich nicht erst durch den demografischen Trend der letzten Jahre ergeben, verschärft wurde es auch durch veränderte Gewinnansprüche der „Anbieter“: Es reicht eben nicht mehr aus, schwarze Zahlen zu schreiben, sie müssen tiefschwarz sein. Also zieht man sich zurück.

Die Ratlosigkeit gegenüber reizarmen Gegenden ist mir nicht fremd. Jedes Jahr sichte ich mit Freunden Dokumentarfilme für die „Provinziale“ in Eberswalde. Dieses Filmfest hat sich die Regionen am Rand zur Herzenssache gemacht. Also sehen wir uns Filme an, die in allen möglichen Provinzen der Erde spielen. Manche zeigen das Leben in der afrikanischen Wüste oder in den persischen Bergen. Dort ist es oft noch trockener, staubiger und scheinbar einförmiger als im Oderbruch. Trotzdem sieht man deutlich, dass den Menschen nicht langweilig ist. Sie können etwas mit ihrer Umgebung anfangen. Wenn sie nicht gerade etwas zu tun haben, gucken sie einfach herum – das scheint ihnen zu genügen.

Dieses Phänomen ist auch in Büchern beschrieben worden. Mikael Niemi erzählt vom nordschwedischen Tornedal, das nach hiesigen Maßstäben wirklich nichts zu bieten hat – und er beschreibt den unendlichen



Reichtum dieser Landschaft für jene, die sie sich aneignen. Man liest vom kalten Wasser, von den Kiefernwäldern, vom gefangenen und frisch über dem Feuer gebratenen Fisch. Geradezu schwindelig wird einem, wenn von den ersten Kartoffeln des Jahres die Rede ist, die die Sonnenstrahlen aufgenommen haben, gewachsen sind und nun in gelöster Butter genossen werden.

Anne Michaels berichtet von der nubischen Kultur am Nil, die aus einem symbiotischen Verhältnis mit dem Fluss entsprungen ist. Die Häuser sind wie aus der Erde gewachsen, sie sind vollkommen wie ein Geschöpf. Und die Vielfalt der Dattelpalmen hat ein feines System an Nutzungen hervorgebracht, in dem alles seinen Zweck hat.

Es ist immer dasselbe: Die kleinen Abstufungen werden wichtig, in ihnen stecken unendliche Sinnwelten: die Menschen und ihre Besonderheiten, das Wetter und die Jahreszeiten, der Geruch der Luft, die Musik eines Landstrichs, die Klänge, der Geschmack der Speisen, die Vögel. Der Blick in den Garten offenbart jeden Tag Neuigkeiten, das Sehen reicht weit in die Landschaft hinein, die Gestalt annimmt und sich zugleich ausdifferenziert. Für den, der eine solche Liebesbeziehung zum Raum hat, ist er ein unendlicher Kosmos. In ihm treten die Elemente miteinander in Beziehung, sie sind die Sterne am Firmament. Man kann sie nicht in eine andere Welt mitnehmen – wer kennt nicht die Ernüchterung beim Essen und Trinken von Speisen

und Getränken aus einem Urlaubsland, die dort so gut geschmeckt hatten und zu Hause ihren Zauber schlagartig verloren hatten? Das ist nur ein schwacher Nachhall tradierter Landschaftsbeziehungen.

Niemi und Michaels erzählen aber nicht nur von diesem Reichtum, sie berichten auch von der systematischen Zerstörung dieser Liebesbeziehungen zur Landschaft. Den Menschen im Tornedal wird mit staatlichem Druck ihre Sprache, das Miänkeli ausgezogen, bis sie keine Worte mehr für den Überfluss ihrer Landschaft haben und ihn selbst nicht mehr erkennen können. In der dritten Generation wollen alle nur noch weg in die Stadt und sie sagen: Hier ist doch nichts. Und das seit Jahrtausenden kultivierte Land am Nil wird in den sechziger Jahren für einen Staudamm geopfert, die Menschen werden mit ihrem Vieh in schlampig hingestellte Neubausiedlungen geschafft. Weinend stehen sie vor der Flutung an den verlassenen Siedlungen, es ist eine Tragödie.

Millionen dieser Schicksale wurden nie erzählt. Wer nur eine Weile darüber nachdenkt, wird das zwanzigste Jahrhundert als eine nicht enden wollende Vernichtung von solchen Liebesbeziehungen empfinden, die Menschen über Generationen zu ihrem Raum aufgebaut hatten: Die Kriegsvertreibungen, die Überlagerung der Dörfer für den Bergbau, die Verwüstung fruchtbarer Landstriche für staatliche Infrastrukturmaßnahmen. Die Früchte der Beziehungen von Land

und Mensch, ihre Gerichte, ihre Lieder, ihre Dialekte, sind mit den Vertreibungen spätestens eine Generation darauf untergegangen. Vor allem ist es die über lange Zeit gewachsene Sensibilität für den Raum selbst, die den dann folgenden Kulturen zumindest zunächst fehlen wird; für den Boden, für das Wasser, für den Wind.

Aber, wie gewaltsam die Zerstörung der Mensch-Raum-Beziehung auch immer vonstatten ging – eines war immer: die Arroganz der Zerstörer gegenüber dem, was die betroffenen Menschen an ihren Raum band. Ich bin sicher, schon die ersten kolonialistischen Agenten Europas haben sich vor zweihundert Jahren in den Busch gestellt und gesagt: Hier ist doch nichts.

Menschen brauchen Sinn für das, was sie tun, wenn sie nicht krank werden oder abstumpfen wollen. Sie entwickeln diesen Sinn in Beziehungen. Früher geschah dies vor allem in drei Feldern: In ihren sozialen Beziehungen, in ihrer (Arbeits-)Beziehung zum Raum und in ihrer Beziehung zu Gott. Das waren drei große Ressourcen, die sich gegenseitig speisen und inspirieren konnten – und wenn eine versiegte, gaben vielleicht die anderen noch etwas her. Heute sollen die sozialen Bindungen und der berufliche Erfolg als einzige Quelle von Sinn und Glück herhalten. Damit sind sie überfordert, die Last ist zu groß, unser soziales Leben birgt nun einmal auch Leid und Enttäuschung, und immer wieder erleben wir das völlige Scheitern zwischenmenschlicher Glücksansprüche. Die Überlas-

tung menschlicher Beziehungen mit diesen Ansprüchen ist eine der wichtigsten Ursachen der modernen psychischen Krankheiten. Und natürlich ist sie eine der besten Grundlagen der großen Surrogatindustrien vom Sport über die Karriere bis zum Fernsehen.

Die Liebesbeziehung zum Raum ist wohl das, was man Heimat nennt. In Deutschland haben die Nazis behauptet, Heimat ließe sich für eine Nation definieren. Das ist Unsinn, denn Heimat ist an einen Landschaftsraum gebunden. Hätten die Nazis Respekt vor so etwas wie Heimat gehabt, sie hätten nie einen Krieg angefangen. Trotzdem hat das deutsche Wort Heimat auch ohne diese Missbrauchsgeschichte einen weinerlichen Klang. Das liegt sicher daran, dass Heimat meist erst dann artikuliert wird, wenn sie verloren geht. Viele Ausdrucksmöglichkeiten für die Liebesbeziehung zum Raum sind verstummt. Briten, Schotten und Iren zum Beispiel haben noch eine Musik dafür: Es gibt dort Lieder, die nur zu einzelnen Dörfern gehören! Wir haben in manchen Gegenden nur noch Rammstein und den Musikantenstadl. In einigen Regionen zehrt man davon, dass einmal ein Fontane die eigene Landschaft beschrieben hat, nur wenige sind danach noch gekommen und haben es ihm gleichgetan. Was an Heimat übriggeblieben ist, ist wortkarg.

Wie dem auch sei: Heimat kann man nicht kaufen und man kann sie nicht verkaufen. Sie entsteht nur durch Aneignung und Gestaltung, durch Beziehung

zum Raum. Es kann passieren, dass man sich den Latte selber kochen muss oder sogar dass in dieser Landschaft Latte Macchiato gar nicht schmeckt.

Kein Wunder, dass das vielen nicht gefällt.  
(2011)

### **Abschied in Neutrebbin**

Eine Geschichte zum 9. November

Meine Nachbarin und Freundin Johanna macht Fußpflege im Oderbruch. Sie hat eine Praxis und fährt auch zu den Leuten nach Hause. Die sind oft alt, denn die Sorgen mit den Füßen nehmen im Verlaufe des Lebens zu.

Während der Behandlung erzählte eine alte Frau ihr einmal eine Geschichte, die sie erlebt hat. Es war in den dreißiger Jahren, die Nazis hatten sich die Macht bereits genommen. Die alte Frau war damals ein junges Mädchen, Tochter eines Gastwirts, sie lebte in Neutrebbin. Und sie hatte eine jüdische Freundin.

Eines Tages im Jahr 1936 fuhr diese Freundin fort, angeblich war es eine Urlaubsreise. Das ist lange her, insofern bin ich mir nicht sicher, ob es wirklich eine Vergnügungsfahrt war. Vielleicht musste sie auch fort? Gern war man ja als Jude nicht mehr gesehen. Wie dem auch sei, das Mädchen brachte ihre Freundin zum Bahnhof. Zum Abschied umarmten sich die

beiden. Man kann vermuten, dass es kein leichter Abschied war.

Damals gab es eine antisemitische Wochenzeitung, sie hieß „Der Stürmer“. Das Blatt wartete nicht nur mit professioneller Hetze auf, es sammelte auch hässliche Worte von ganz normalen Leuten ein, um sie redaktionell zuzubereiten und zu veröffentlichen. Und so fand unser junges Mädchen ihre Abschiedsszene auf dem Neutrebbiner Bahnhof im „Stürmer“ wieder, gleich auf der Titelseite. Sie hat den Artikel aufbewahrt, also kann ich den Wortlaut hier wiedergeben.

### ***Die Artvergessene***

#### ***Der Kuss auf dem Bahnsteig***

*Lieber Stürmer! In Neutrebbin (Oderbruch) wohnt der Gastwirt Fritz Leonhard. Er besitzt eine Tochter mit dem Vornamen Ruth. Fräulein Ruth Leonhard hat eine besondere Vorliebe für die jüdische Rasse. Ihre Freundin ist ein Fräulein Weinberg. Der Sieg des Nationalsozialismus und der Erlass der Nürnberger Gesetze haben die Gastwirtstochter Ruth Leonhard noch nicht soweit gebracht, ihre sonderbare und volksverräterische Freundschaft mit der Jüdin Weinberg zu lösen. Vor kurzem fuhr die Jüdin Weinberg fort und die Nichtjüdin Ruth Leonhard verabschiedete sich auf dem Bahnsteig von ihr. Die Leute mussten sehen, wie sich Jüdin und Nichtjüdin auf offenem Bahnsteig umarmten und abküßten. Wenn es schon*

*der Vater dieser artvergessenen Nichtjüdin nicht fertig bringt, seiner Tochter mehr Schamgefühl beizubringen, dann gibt es vielleicht andere Deutschgesinnte in Neutrebbin, die der Gastwirtstochter klar machen, wie sich ein deutsches Mädel zu benehmen hat.*

So sind die beiden also geschmäht worden und es kriecht mich die Angst an, wenn ich das lese, denn wir wissen ja, wie die Geschichte weitergegangen ist. Juden in Neutrebbin, das klingt ungewohnt, aber natürlich gab es sie. Wir haben auch den kleinen jüdischen Friedhof in Groß Neuendorf sowie ein paar wenige Stolpersteine aus Messing, hier und da. Am neunten November können wir von Reinhard Schmook an der Judentreppe in Bad Freienwalde etwas über die jüdischen Bürger der Stadt erfahren und durch Hans Keilsohn ist die Tatsache, dass auch diese Landschaft jüdisches Leben hatte, sogar prominent geworden.

Trotzdem irritiert mich etwas an dem alten vergilbten Zeitungsartikel. Er offenbart eine Fratze, die ich im Oderbruch bis dahin kaum gesehen hatte: die des Nachbarn, der seinen Mitmenschen das Lebensrecht am selben Ort streitig macht. Das passt, trotz allem, nicht in das Bild, das ich von dieser Landschaft habe.

In den Letschiner Heimatstuben finde ich ein Foto von der Maisernte im Jahre 1938. Am großen Trockenschuppen haben die Erntearbeiter die Maiskolben zu einem großen Hakenkreuz geformt, fröhlich lacht es in

die Herbstsonne. Es sieht ziemlich aufwendig aus.

Auf dem Land werden die dunklen Kapitel oft noch schneller verschwiegen als in der Stadt, weil die Menschen Nachbarn sind. Es gibt keine anonyme Öffentlichkeit, die das Erinnern erzwingen kann. Entscheidend ist, was zwischen dir und mir gesprochen wird. Wovon wir schweigen, das verschwindet.

Jeder nach seiner *Faßon*, so hieß es einst, solle hier *selich* werden können. In der knurrigen Art des Preußenkönigs war damit weniger die heute oft emphatisch gefeierte Toleranz bezeichnet, sondern ein pragmatisches Schulterzucken. Man sollte diese Dinge nicht so wichtig nehmen, entscheidend war das wirtschaftliche Vorankommen des jungen Staates. Diese Art Leben und leben lassen finden wir auch heute noch und man ist versucht, sie großzügig zu nennen. Mir ist ein gelassener Märker, der nicht viel Worte macht und einen in Ruhe lässt, lieber als ein eifriger Moralist, der seine Toleranz vor sich herträgt wie eine Trophäe. Aber kann diese Gelassenheit immer unbestimmt bleiben?

Landschaft ist geteilter Raum, es ist Platz für viele, sofern sie sich an bestimmte Spielregeln halten. Das hätte damals in Neutrebbin gelten sollen, und es gilt auch jetzt. Vielleicht reicht es nicht, den Satz mit der *Faßon* und der *Selichkeit* als pragmatisches Schulterzucken zu geben. Vielleicht ist ein bisschen Empathie doch vonnöten, damit das auch funktioniert.

Ich habe die Frau angerufen, um mir ihre Geschichte



noch einmal genauer erzählen zu lassen. Sie lebte inzwischen im Altersheim und es ging ihr wohl nicht so gut. Ich weiß nicht, wovon sie reden, sagte sie mir, ich weiß nichts. Ich entschuldigte mich und legte auf. Es war wohl zu spät gewesen.

(2011)

### **Das Leben querfeldein**

Kindheit und Jugend, auf dem Land unterwegs

Wenn mein achtjähriger Sohn von der Schule kommt, muss er den letzten Kilometer von der Bushaltestelle bis zu unserem Haus zu Fuß gehen. Bei Kälte und Hitze, bei Regen und Sturm ist diese Strecke zu nehmen und sie gleicht nicht an allen Tagen einem Spaziergang. Der Weg ist oft matschig und die Luft rau. Aber mein Sohn beklagt sich darüber nicht, im Gegenteil: Oft hat er Grübchen im Gesicht, wenn er zu Hause ankommt und man hat das Gefühl, dass er sich in dieser Viertelstunde gut durchgelüftet hat. Manchmal bummelt er auch. Gleich in der ersten Woche seiner Schulzeit, als ganz kleiner Erstklässler also, setzte er sich auf dem Nachhauseweg an den Feldrain, packte seine Fibel aus und blätterte darin herum. Er schien es zu genießen, dass dieser Abschnitt des Tages ihm gehörte. Wenn ich denke, dass Kinder früher nicht selten acht Kilometer zu Fuß zur Schule gegangen sind, kann ich mir vorstel-

len, in welcher Verfassung sie waren, wenn sie endlich ins Warme und Trockene kamen.

Auch ich habe als Kind auf dem Nachhauseweg gebummelt. Einmal kam ich so spät, dass ich einen Überraschungsbesuch aus dem Westen verpasste, das war ärgerlich. Meine Eltern mussten wegen der Bummelei immer mal mit mir schimpfen, sie wussten aber auch, dass es ganz normal war, dass die Kinder sich draußen herumtrieben. Meine Mutter schickte uns täglich vor die Tür; dauernd in der Stube hocken, das gab es nicht. Und die Welt draußen war groß. Also musste man sie erkunden.

Später habe ich es genossen, mich noch weiter von zu Hause wegzubewegen. Als Jugendlicher bin ich viel getrampt. Manchmal musste man Geduld haben, aber ich kam immer an. Mit 16, 17 oder 18 war ich fast jedes Wochenende unterwegs. Ich hatte kein Telefon und meine Eltern mussten darauf vertrauen, dass ich zur verabredeten Zeit gesund und munter zurück sein würde. Die DDR war klein, aber mir schien sie damals noch groß, denn mein Radius ließ sich immer noch erweitern. Eine Party in Weimar? Nichts wie hin! Überraschungsbesuch auf Rügen? Wunderbar! Auch in den Ferien ging es hinaus in die kleine weite Welt des Ostblocks, in die Tschechoslowakei, nach Ungarn, Rumänien und Bulgarien. Ich war nicht so kühn wie mein Freund Sven, der mit einem Durchreisevisum bis ins

Pamirgebirge vordrang, aber ich schlief in Straßengräben, Scheunen und bulgarischen Bauernhäusern, auf Bahnhöfen und in Transit-LKWs.

Zugegeben: Zu lange Schulwege konnten eine Zumutung sein, besonders wenn böse Jungs auf der Lauer lagen. Ich habe das in meiner Kindheit erlebt, es war nicht lustig. Das Trampen war nicht versichert, und manche Fahrten waren sicher bloße Rumtreiberei und keine Bildungsreisen. Aber eines haben diese Formen der kindlichen und jugendlichen Mobilität gemeinsam: Sie boten eine körperliche Erfahrung der Freiheit und der eigenen Kraft. Man bekam Vertrauen in die Welt und in sich selbst. Dieses Wechselspiel ging mit einer gewissen Unbeschwertheit einher. Später ging diese Unbeschwertheit in der Regel verloren, das nannte man Erwachsenwerden. Aber erst einmal war sie das Vorrecht junger Menschen. Die Bewegung querfeldein war das Gegenstück zur Sesshaftigkeit. Man durfte die Bindung an den Ort lösen, für eine bestimmte Zeit jedenfalls. In dieser Zeit entzog man sich den Netzen der gesellschaftlichen Verpflichtungen und baute ein eigenes Lebensgefühl auf.

Heute haben die meisten jungen Menschen in unserer Gesellschaft dieses Selbstgefühl an das Auto abgeben müssen. Wir fahren unsere Kinder durch die Gegend, bringen sie weg und holen sie ab. Die Landschaft hat weniger Fußwege, die Trampelpfade sind zugewachsen, und wo keine Radwege sind, mag man

seine Kinder ungern Fahrrad fahren lassen.

Kurioserweise geht gerade das Leben auf dem Land oftmals mit der Erfahrung fehlender Souveränität im Raum einher – es hängt ja auch fast ausschließlich von den Großen ab, wann man sich wo aufhält. Und dort, wo man noch Spielräume hätte, scheinen sie unattraktiv, als berge die Bewegung querfeldein kein Freiheitsversprechen mehr. Das ist auch kein Wunder, denn man ist jederzeit erreichbar, immer vernetzt, man kann sich für die Erwachsenen nicht einfach in Luft auflösen, wie wir das früher getan haben.

Meine großen Söhne lassen sich kaum durch die Welt treiben, sie unternehmen keine spontanen Reisen, wie ich damals. Als ob sie wüssten, dass es kein Entrinnen gibt. Auf mich wirken sie viel erwachsener, als ich mich selbst in diesem Alter empfunden habe.

Junge Menschen zwischen fünfzehn und zwanzig kommen mir heute oft ein bisschen depressiv vor. Sie scheinen sich nicht auf das Leben zu freuen, das vor ihnen liegt, sie sind beschwert. Ich glaube, sie wissen, dass sie längst im Netz der Gesellschaft zappeln. Es dauert mitunter Jahre, bis sie ihre Chance auf Freiheit in diesem Netz erkennen – durch eine mühsame Suche nach etwas, das sie selbst erst einmal nicht beschreiben oder fassen können. Die unmittelbare körperliche Erfahrung, dass man mit beinahe nichts durch die Welt kommen kann, bleibt ihnen vorenthalten. Vielleicht liegt ihre Freiheit in den virtuellen Welten, in denen sie

unterwegs sind, manchmal ganze Nächte lang, durch Spielen und Chatten. Sie sind nicht mehr so stark in sesshafte Lebensformen eingebunden, also ist auch das zeitweilige Entrinnen aus der örtlichen Bindung keine große Sache mehr.

Ist das nun gut oder schlecht? Immerhin machen sich die jungen Menschen keine Illusionen. Aber es ist anders und es geht etwas verloren, das wertvoll sein könnte. Und deshalb meine ich, wir sollten darauf achten, unseren Kindern ein Mindestmaß an eigener Bewegung im Raum zuzumuten - ob sie sich das nun wünschen oder nicht.

Nachsatz: Inzwischen haben sich meine Söhne Hängematten gekauft. Sie schlafen nachts im Wald und wenn sie ihre Freunde in Sachsen besuchen wollen, machen sie das mit dem Fahrrad. Ich bin im letzten Mai mit ihnen auf dem Kanu unterwegs gewesen, die Alte Oder herauf und dann die Stromoder herab. Am Ende waren wir alle sehr glücklich.

*(2017)*

### **Provinz für Spätzünder**

Der andere Rhythmus auf dem Land hat nichts mit Entschleunigung zu tun sondern mit Selbstorganisation

Mit einunddreißig Jahren erlangte ich meinen fachlichen Zenit im Trockenbau. Ich fertigte damals Gipskartonwände, die mir noch heute einen gewissen

Respekt abverlangen: recht gerade, ziemlich gut verspachtelt, ordentlich geschliffen. Sie sehen besser aus, als mir damals zumute war. Denn der Trockenbau, so schien es damals, war das Einzige, womit ich zukünftig mein Brot verdienen könnte und ich war darüber nicht sehr glücklich.

Beim Schrauben und Spachteln hörte ich immer Deutschlandradio. Da kamen vormittags Sendungen mit Menschen, die in ihrem Leben was Tolles gemacht hatten: Gründer von Computerfirmen, die zugleich Pianisten und Millionäre waren, innovative Theatermacher, erfolgreiche Projektschmiede aller Art. Sie erzählten von ihren Ideen und wie sie sie verwirklicht hatten und der interessierte Moderator schien nur immer bewundernd mit dem Kopf zu wackeln. Ich dachte damals: Warum wird in den Medien nie vom Scheitern erzählt? Warum gibt es keine Sendung, in der Menschen darüber reden können, warum sie nichts auf die Beine stellen konnten? Warum dürfen immer nur die reden, die es geschafft haben?

Meine Lage war in der Tat nicht ganz einfach. Studium und Promotion waren vorbei, die Stellenanzeigen riefen ausschließlich Menschen bis zum dreißigsten Lebensjahr zur Bewerbung auf. Dass ich auf dem Land lebte, marginalisierte mich zusätzlich. Wenn ich ehrlich war, musste ich zugeben, dass Alter und Wohnort vielleicht wirklich ein Problem für meine Integrationsfähigkeit darstellten. Denn ich war zwar noch ein

junger Mann, aber tatsächlich nicht mehr so formbar, wie es sich die Chefs in den Universitäten und Museen gewünscht haben mögen. Dass ich so weit aus der Stadt gezogen war, konnte ja auch kein Zufall sein. Es war vielmehr eindeutig ein Indiz, dass ich mit den Wegen in ein ordentliches Berufsleben, die ich vor Augen hatte, auf Kriegsfuß stand. Ich war verunsichert, sperrig, leicht verletzbar, innerlich in Aufruhr. Und ich spachtelte am Gipskarton.

Das ist jetzt zwölf Jahre her. Seither ist es etwas besser geworden. Immer noch plagen mich Unsicherheitsattacken, aber sie werden seltener. Das Gefühl, auf dem richtigen Weg zu sein, hält manchmal mehrere Tage an. Hin und wieder gibt es so etwas wie Gelassenheit. Eine Menge Dinge, die ich zehn Jahre zuvor angefangen hatte, nehmen Gestalt an. Es sind Arbeitsbeziehungen gewachsen. Strategien können reifen, Freundschaften schälen sich nach Jahren heraus, obwohl man sich längst kannte, andere bewähren sich durch Krisen hindurch. Es ist erstaunlich wenig Porzellan kaputt gegangen. Oft bin ich durchdrungen von dem Gefühl, mich mit jemandem gut zu verstehen. An ein paar guten Sätzen eines guten Gesprächs arbeite ich mich manchmal noch wochenlang ab.

Wie kam das alles? Es hatte mit der Dunkelheit am Morgen zu tun, wenn ich Gustav zur Schule bringen musste. Beim Aufstehen sah man ringsum nicht einmal das Licht eines einzigen anderen Hauses, das ei-

nem sagte: Ihr seid nicht die einzigen die aufstehen! Es hatte auch mit dem völligen Fehlen mittelklassiger Arbeitsangebote zu tun – entweder Trockenbau oder der eigenen Nase nach, dazwischen war nichts. Und es hatte vor allem mit den Menschen um mich herum zu tun. Alle improvisieren hier mehr oder weniger. Das ist der Normalfall. Man fängt an, sich an das Vorläufige zu gewöhnen und hört auf, sich zu fragen, ob man vielleicht nicht ganz richtig im Kopf ist. Ulrike fährt jetzt die Post aus und macht in der Kirche ein bisschen Buchhaltung, derweil Olaf seinen Pferdefleischladen aufgegeben hat. Mike lebt von Karnickeln, Hühnern und kleinen Jobs und Roland fährt auf Montage. Irgendwie geht es immer weiter. Man hört auf, sich mit Leuten zu vergleichen, die es geschafft haben, irgendwo dauerhaft unterzukommen, es wird unwirklich, irgendwann sogar unattraktiv. Und während man noch mit dem Überleben beschäftigt ist, kommen die Dinge auf einen zu und aus einem heraus und man hat langsam den Mut, sie zu erledigen, auch wenn sie nichts einbringen. Die Entscheidung fällt leicht, denn es gibt keine Alternative. Man hat Kopf und Hände, ein paar Freunde, ein Dach über den Kopf und man lebt in Frieden und in Freiheit. Das lernt man zu schätzen.

Ich bin also ein Spätzünder und wenn ich mich unter meinen Partnern und Freunden umsehe, stelle ich fest: Wir sind alle Spätzünder. Keine Mozarts, keine Wunderkinder oder Hoffnungsträger; Leute, die sich sehr



langsam eine Grundlage erarbeiten, die ihnen neben einem Überleben in Selbstachtung auch eine sinnvolle Perspektive bietet. Die ersten sind bald im Rentenalter und man staunt und stottert, wie die Zeit vergeht. Aber während andernorts die Leute in diesem Alter wirklich über ihre Rente nachdenken, sehe ich hier Menschen mit einem völlig anderen Plan (was natürlich auch mit fehlenden Rentenansprüchen zu tun hat). Sie sind immer noch nicht richtig erwachsen, obwohl die Haare schon ausfallen oder grau werden. Sie haben keinen geschlossenen Habitus, der sie als das und das ausweist. Ihr täglich Brot ist nicht eben reichlich, aber sie haben es selbst gebacken.

Das bestimmende Gefühl ist: Wir haben einen sehr langen Weg vor uns. Manchmal frage ich mich, ob denn die tägliche Zeit und auch Lebenszeit am Ende ausreichen werden, um die angefangenen Dinge einigermaßen zur Reife zu bringen. Es wird auf jeden Fall knapp, das kann man jetzt schon sagen. Manchmal frage ich mich auch, ob die Kraft am Ende reichen wird, denn es ist nicht nur schön, sondern auch mühsam. Auch mit der Kraft wird es auf jeden Fall knapp. Aber es ist ein gutes Leben.

Wer immer das Gefühl hat, sich mit den Angeboten auf dem Arbeitsmarkt nicht wohl zu fühlen, er gehe in die Provinz, übe sich im Überleben und schmiede dann seine eigenen Eisen. Sie werden sich fügen, auch wenn sie nicht so heiß glühen wie im Hochofen des

Ballungsraumes. Denn niemand wird hier von Erfolg sprechen, wenn überhaupt, dann vom Gelingen. Das Land ist eines für Spätzünder.

*(2011)*

## VIII

### Das Land und die Politik

#### **Von wegen „Oh Täler weit oh Höhen“!**

Über Deutschland und das  
Europäische Landschaftsübereinkommen

Wer heute die Infozentren von deutschen Biosphärenreservaten, Natur- oder Nationalparks besucht, wird bestimmt ein paar Tierpräparate finden – einen ausgestopften Kranich, ein Wiesel, einen Fuchs. Beliebte sind auch Aquarien (oft etwas veralgt) und Soundinstallationen. Selbst sprechende Bäume wird man hier und da antreffen, sie sehen aus, als kämen sie vom Spielwarenkonzern Toys“R“Us. Im Freigehege entdeckt man dann Tastpfade, Weidenzelte und Aussichtspunkte. So soll den Besuchern Lust auf die Natur gemacht werden, denn diese Hinwendung zum Natürlichen gilt nach wie vor unausgesprochen als die Hauptaufgabe der Umweltbildung.

Lästig ist es natürlich, wenn die Umwelt gar nicht Natur, sondern Landschaft ist – längst angeeignete, überformte, in menschliche Widersprüche verwickelte Natur. In den Nationalparks versucht man diesen Umstand mit einem gewissen Recht zu ignorieren, in den Biosphärenreservaten, deren Aufgabe ja die Ent-

wicklung nachhaltiger regionaler Wirtschaftsformen ist, geht das nicht so einfach. Deshalb werden die wirtschaftenden Menschen so in die Naturausstellung eingefügt, dass sie die heile Welt nicht stören. Großformatige Farbtafeln zeigen nachhaltig wirtschaftende Fischer, glückliche Imker, vergessen geglaubte Handwerker und freundliche Tierhalter, die genau wie die seltenen Tiere und Pflanzen hier im Reservat ihr vollendetes Habitat finden. Hier und da hängt ein folkloristisches Arbeitsutensil. Was nicht in dieses Bild passt, kommt nicht in die Ausstellung. Denn das Infozentrum ist nicht zum Informieren über die Veränderungen und Herausforderungen der Landschaften da. Es sind touristische Einrichtungen, mit denen Besuchern von außerhalb ein harmonisches Bild vermittelt werden soll. Nur historische menschliche Einflüsse sind es wert, betrachtet zu werden. Der ganze Jammer der Gegenwart hat hier nichts zu suchen – das hieße ja, vom eigenen Scheitern zu reden.

Das Europäische Landschaftsübereinkommen (auch Landschaftskonvention genannt) ist eine Initiative des Europarates, die dieses Vogel-Strauß-Denken seit über zehn Jahren zu überwinden versucht. Mit Bedacht hat man hier die Wahrnehmung der Bewohner selbst zum Ausgangspunkt gemacht und Landschaft als wichtigen Bestandteil der Lebensqualität begriffen. Die rasante Veränderung der europäischen Landschaften und die Gefahr der völligen Verwischung ihrer

Eigenart werden erkannt. Landschaft muss demnach nicht nur ein rechtlich definierter Begriff werden, so dass der Landschaftsplanung und dem Landschaftsmanagement der Rücken gestärkt werden. Es müssen auch große Anstrengungen unternommen werden, um unsere Landschaften ins Bewusstsein sowohl der breiten wie der fachlichen Öffentlichkeit zu heben. Die Konvention führt den Begriff Landschaftspolitik ein und macht dadurch deutlich, dass es sich bei unserer Umwelt nicht um bloße Natur, sondern um durch Interessen und Ansprüche gestaltete Räume handelt. Und sie strebt einen offenen Prozess der Auseinandersetzung an. Nehmen wir nur unseren Umgang mit dem Raum, in dem wir leben. In jeder Gegend reicht ein einfacher Spaziergang, um Beispiele für eine völlig fehlende Raumsensibilität bei der Bebauung und Zerschneidung zu finden. Zugegeben – Raumsensibilität ist schwer in Planungsinstrumenten dingfest zu machen. Aber man kann sie fördern – als ein Teil unserer Kultur des Umgangs mit der Landschaft.

Gemessen an diesem Verständnis haben wir in Deutschland einen Schwindel erregenden landschaftspolitischen Analphabetismus entwickelt. Selbst in Expertenkreisen werden Natur und Landschaft bis auf den heutigen Tag durcheinandergebracht. Obwohl wir ein föderales Bildungssystem haben, gibt es kaum Bildungsmodule, die sich mit den heimischen Landschaften befassen. In den Städten gilt Öko als gut, die

Beziehungen zu den produzierenden Landschaftsräumen werden aber am liebsten von den o.g. Infopunkten abgedeckt. Bildung für nachhaltige Entwicklung ist an vielen Orten blankes Eiapoepia. Und auch in den Landschaften selbst haben tausende von Tuten und Blasen keine Ahnung. Die Umweltämter und Behörden sind genervt vom Unverstand der Leute, die viele Dinge nicht erkennen und einsehen wollen. Sie fürchten die Alphatiere auf Versammlungen von Bürgerinitiativen, aber sie tun zu wenig, um den vermissten Sachverstand in die Öffentlichkeit zu tragen. Im Oderbruch, so ergab eine Befragung während unserer letzten Sommerschule, wissen sehr viele Menschen mit den Begriffen Drängewasser und Vorflut nichts anzufangen. Das ist übertragbar. Die Chöre in Deutschland singen immer noch gern „Oh Täler weit oh Höhen“ – aber wissen sie noch, was sie da besingen? Ich fürchte, sie preisen eher arkadische Ideallandschaften, wie in den frühen Tagen der Landschaftsmalerei.

Es gibt also Gründe genug für ein Land wie Deutschland, die Europäische Landschaftskonvention zu unterzeichnen! Seit 2004 ist sie in Kraft, Armenien und Spanien, Belgien und Lettland, Dänemark und Zypern, Groß Britannien und Tschechien – 38 Staaten haben sie unterzeichnet, 33 haben sie sogar bereits ratifiziert. Nur Deutschland hat es, gemeinsam mit Monaco, Russland, Andorra, Albanien, Österreich, Liechtenstein, Island und Estland noch nicht einmal unterschrieben.

Warum also unterschreibt Deutschland nicht? Ich glaube, die Verwechslung von Natur und Landschaft, ihre Vermengung in einem unreflektierten Umweltbegriff, die andauernde Verweigerung, sich mit dem, was Landschaften für uns sind, überhaupt auseinanderzusetzen, hat ihre Gründe in Interessen. Das Ausblenden der Landschaft schützt vor einer Auseinandersetzung mit den modernen Formen der Landnutzung. Es forciert eine bestimmte Form der Naturschutzpolitik, während es eine andere, am konkreten Landschaftsraum orientierte Arbeit von Naturschützern untergräbt. Und es verhindert, dass jemand die atemberaubende Veränderung unserer Landschaften überhaupt hinreichend reflektiert. Diese Reflexion ist in formale Umweltverträglichkeitsprüfungen und Umweltbildungsprojekte für kleine „Großstandkrokodile“ oder „wilde Hühner“ diffundiert. Dadurch wird es einfacher, die Landschaften in Claims abzustecken und nach den Interessen auszuschlachten.

*(2011)*

### **Nicht meine Bahn**

Warum es mir so schwer fällt, meinen Frieden mit dem modernen Schienenverkehr zu machen

Es war im letzten Winter, ich stieg am Nürnberger Bahnhof in einen Zug nach Berlin. Gleis und Zugnummer hatte ich geprüft, nun galt es noch, den richtigen

Wagen zu suchen, in dem mein reservierter Platz auf mich wartete. Dort, die Nummer neun! Ich stieg also in den Zug, wich aber sofort zurück, denn offensichtlich hatte ich etwas durcheinander gebracht und war in einen Erste-Klasse-Waggon gestiegen. Die Sitze hier waren größer, mit Leder bezogen und jeweils einem Tischchen zugeordnet. Außerdem hatte man die Decke des Abteils mit einem schicken Metallgeflecht ausgeschlagen und alle Wände wie auch die Rückseiten der Ledersitze holzgetäfelt. Das konnte also nicht sein. Ich stand unschlüssig da und erblickte mir gegenüber einen grinsenden Mann. „Alles in Ordnung,“ verkündete er, „das ist ein Zug, den die Bahn zwischen Köln und Hamburg für Manager installiert hatte, da gab es nur Erste-Klasse-Wagen. Hat sich aber nicht rentiert, deshalb wurde er ausrangiert.“ Nach mir kamen noch mehr verstörte Passagiere. Auch sie ließen sich, nachdem sie jeweils von meinem schlaunen Gegenüber aufgeklärt worden waren, in die breiten Ledersitze fallen und guckten unsicher. Keiner von ihnen sagte *Hey, das ist ja ein toller Zufall, da freu ich mich über eine unverhoffte Erste-Klasse-Fahrt!* Nein, wir blickten alle eher grimmig drein. *So habt ihr euch das also vorgestellt, dachten wir. Ihr habt Bahnhöfe geschlossen, Strecken stillgelegt und Züge abgewrackt, und mit dem eingesparten Geld habt ihr Luxus-City-Linien eingerichtet, die dem Flugzeug Konkurrenz machen sollen.* Ich erinnerte mich an die Zeit, in der man Zugansagen eingeführt



und die Leute „an Bord“ begrüßt hatte.

Ich dachte auch an die Interregio-Züge, mit denen man zwischendurch versucht hatte, ein menschliches Maß im modernen Eisenbahnsystem zu bewahren, um sie aber bald wieder abzuschaffen. Und immer wieder schwebten die Bahnhöfe vor meinen Augen, diese herrlichen, wunderschönen Gebäude, die in ganz Deutschland noch im letzten Kuhdorf errichtet worden waren. Über einen solchen Bahnhof im Oderbruch schreibt Veit in seinem Buch: *... ein vornehmes, massives Gründerzeitgebäude mit üppigen Schornsteinen und viel Schmuck am Dach und den Fassaden, typisch für die in der Zeit gebauten Bahnhöfe in ganz Deutschland. Selbst in den entlegensten Ecken wie dem Bruch steht so eine schöne Pracht. Man legte viel Gewicht auf die Bahn, denn sie ist eine der wichtigsten Infrastrukturen in der Gesellschaft. ... Im Großen und Ganzen will ich damit sagen, dass wenn ich vor dem Neurüdritzer Bahnhof stehe, ich den Pioniergeist, den es damals gab, eins zu eins ablesen kann..*

Schwindelig wird mir, wenn ich an die ganzen verfallenen, vom Vandalismus gezeichneten oder verhöckerten Bahnhöfe denke oder an die vielen stillgelegten Strecken. Zugleich sind die Bahnhofsvorsteher verschwunden, die Menschen an den Fahrkarten- und Gepäckschaltern, die ganzen Leute, die hier Arbeit hatten und die man etwas fragen konnte. Heute kaufe ich meine Fahrscheine im Internet und wenn ich dann

etwas zu reklamieren habe, kann ich nicht mal mehr in Berlin in ein Reisezentrum gehen, denn der Internetverkauf gehört zu einer anderen Konzernabteilung. Unterdessen sind die großen Bahnhöfe zu Shopping Malls verkommen, auf denen achtzig Prozent der Menschen mit Kaffeebechern und so genannten Snacks herumlaufen, die jeweils drei bis fünf Euro das Stück kosten. Wenn ich im Berliner Hauptbahnhof von den unteren Gleisen nach oben komme, weiß ich nicht, wo hinten und vorne ist. Europaplatz, Washingtonplatz, noch nach Jahren irre ich herum. Ebenso in Potsdam, die Stellung des Bahnhofs zum Stadtraum erschließt sich nicht und wahrscheinlich soll ich mich auch gar nicht herausfinden, ich soll was kaufen. Von Leipzig nach Berlin brauche ich nur noch eine Stunde. Dafür brauche ich dann nach Hause ins Oderbruch zwei Stunden. Ist ja auch näher.

Obwohl die Regionalexpresszüge von Berlin nach Eberswalde die lautesten und engsten Exemplare ihrer Spezies sind, sind sie überfüllt. Das liegt daran, dass sie einen guten Takt haben, sogar nachts kommt man in 35 Minuten aus Mitte zur Eberswalder Eisenbahnstraße, die diesen Namen wacker beibehält. Daran kann man sehen, dass Bahnverbindungen für die Regionen wichtig sind, weil sie die Mobilität der Menschen dort sichern. Ich weiß nicht, warum man nicht noch einen Waggon an diese aus allen Nähten platzenden Züge hängen kann, die mit ihrer engen

Doppelstockpferchung an schlimme Tiertransporte erinnern? Nun, es ist eben nur eine Provinzverbindung.

Wie konnte das alles passieren? Wie war es möglich, dass in wenigen Jahren ein stolzes Infrastruktursystem verkümmern konnte, ohne dass jemand einschritt?

Man sagt, die Leute wären ja sowieso aufs Auto umgestiegen, man sagt, das war eben damals so. Schnell sollte es gehen und endlich sollte die Bahn modern werden. Zeit für lange Debatten wollte man sich nicht nehmen. Ganze Landschaften sind damals abgehängt worden und die Kommunalpolitiker wussten gar nicht wie ihnen geschah, denn nicht einmal Landeshauptstädte wie Magdeburg waren metropolitan und cool genug, um an die neue Zeit angeschlossen zu werden. In dieser Zeit hat man Hamburgs Magdeburger Straße in *Shanghaiallee* umbenannt. Endlich wollte man diese miese kleine Provinz loswerden und Anschluss an die Globalisierung finden! Berlin wollte die Olympiade und Hamburg plante die Hafencity.

Ich habe die Verspätungen der alten Bahn nicht vergessen, die verrauchten Personenzüge nicht, die schlechte Mitropa, die überfüllten Abteile, die betrunkenen Soldaten, die Aggressionen zwischen Passagieren und Schaffnern, ich weiß das alles noch. Aber ich verstehe nicht, warum es unserer Gesellschaft nicht möglich ist, das, was man hat, zu verbessern. Das wäre doch eine tolle Aufgabe gewesen: eine Bahn zu schaffen, die Deutschland im 21. Jahrhundert als echten

städtisch-ländlichen Verflechtungsraum entwickelt, in dem es keine Räume erster und zweiter Klasse gibt.

Es gab schon immer Bahnlinien, die Verlust schrieben. Das Staatsunternehmen Bahn hatte diese Strecken trotzdem zu bewirtschaften, denn der Staat wollte überall gleiche Mobilitätsbedingungen. Die Interessen einzelner Gruppen haben aus der Bahn ein völlig verändertes Unternehmen gemacht, das die reichen Ballungsräume privilegiert. Deshalb, um die Sache heute mal zu einem politisch konkreten Abschluss zu bringen, fordere ich ein neues Paradigma der Verkehrsplanung. An erster Stelle muss dabei die Einrichtung und Erneuerung guter Bahnverbindungen zwischen den kleinen Orten in der Provinz und ihren Ballungsräumen stehen, die nicht wirtschaftlich sein müssen.

Das ist utopisch? Vielleicht ist es utopisch, aber es ist nicht kompliziert. Verglichen mit der Energiewende oder dem Mindestlohn ist es sogar ziemlich einfach. Es kostet Geld, aber es schafft auch Arbeitsplätze und es brächte den Staat im Verhältnis zu seinen Regionen wieder in die Offensive. Denn er würde damit sagen: Wir wollen, dass hier jemand lebt!

(2013)

## Ringelpietz mit Anfassen

Über beliebte Moderationstechniken

Und jetzt machen wir uns alle schön locker, sagt die Moderatorin. Zuerst das Gesicht, so, alles mal richtig massieren, das tut doch gut, die ganzen Falten und den Ärger raus reiben, ja, Sie da hinten, Sie machen bitte auch schön mit! Und jetzt schütteln wir nochmal den ganzen Körper aus, so, richtig die Arme baumeln lassen und hui, alles nach unten weg, genau!

Hinter mir steht Dieter. Er ist zwanzig Jahre älter als ich und sagt: ich geh dann mal. Leise schleicht er sich aus dem Saal. Ich beneide ihn, ich bin zu höflich, um jetzt die Biege zu machen.

Vor mir steht Herr Hopp, ein distinguerter Amtsleiter, noch etwas älter als Dieter. Der kommt nicht so einfach weg, er steht zu nahe an der Moderatorin. Ich bedaure ihn. Für ihn ist es demütigender als für mich.

Was sich nun anschließt, ist eines der momentan beliebten World-Cafés. Seit einigen Jahren sind sie nun in Mode, es kam plötzlich, wie eine schreckliche Musik oder eine Kleidungsmarotte. Wo immer man hinkommt, muss man sich seither in Gruppen an Tische setzen, dort jeweils über bestimmte Dinge reden, dann nach ein paar Minuten den Tisch wechseln, immer im Kreis herum. Ein Moderator schreibt mit dicken Filzstiften auf große Papierrollen, was in der Gruppe diskutiert wurde. Am Ende müssen die Moderatoren die

Ergebnisse ihrer wechselnden Tischbesetzungen dann öffentlich präsentieren. Vielen Dank, guten Heimweg, auf Wiedersehen.

Den Anfang dieser Entwicklung haben die Flipcharts gemacht, die Moderatorenkoffer mit bunten Zetteln und Stiften. Es war der Anfang vom Ende: Worte, die mehrfach unterstrichen werden, um ihre besondere Bedeutung zu markieren, zweifelhafte Pfeile, die die Beziehungen von A und B klären sollen, Ausrufungszeichen und immer wieder Kreise um Wichtiges und Fragliches. Moderationswände werden seither durch die Welt geschoben wie früher Transparente für den bewaffneten Frieden. Aber auf ihnen stehen keine politischen Forderungen, sondern nur ein (unsichtbares) Gebot: Macht euch eure Ziele klar, definiert Handlungsfelder, untersetzt sie mit Maßnahmen und dann geht's los!

Was ist dagegen zu sagen? Es klingt doch erst mal gut, oder?

Da muss man genauer hinschauen. Verschiedene Dinge sind daran nicht in Ordnung.

Zunächst basieren die World-Cafés auf der Annahme, die anwesenden „Stakeholder“ hätten ein gemeinsames Handlungsinteresse. Diese Annahme ist in den meisten Fällen falsch. Da sitzen Landwirte und Verwaltungsleute, Naturschützer und Förster und wer immer das Pech hatte, in diese Runden zu gelangen. Über die unterschiedlichen Perspektiven und Interessen

dieser Menschen wird bewusst nicht gesprochen, das würde es ja hinterher schwierig machen, gemeinsame Ziele zu definieren. Diese Menschen von vornherein als eine Gemeinschaft zu behandeln, das ist ein Trick.

Zweitens wird kritisches Denken mit diesen Techniken ausgegrenzt. Wer nicht konstruktiv ist, wirkt asozial. Man kann aber anhand bestimmter Vorgaben nicht immer konstruktiv sein! Es muss auch möglich sein, eine Vorgabe einmal abzulehnen. Diese Möglichkeit ist in den modernen Moderationstechniken nicht vorgesehen.

Drittens wird unterstellt, die Anwesenden hätten einen Spielraum, die in Rede stehenden Dinge selbst zu gestalten. Aber den jeweiligen Spielraum zu ermitteln, über die individuellen Handlungslogiken hinauszugehen, das ist keine leichte Angelegenheit. Es dauert auf jeden Fall länger als einen Nachmittag!

Und viertens nehmen sich die Veranstalter selbst aus dem Reflexionsprozess aus, den sie den Menschen da abverlangen. Das ist das, was mich am meisten aufbringt. Ich habe es in den verschiedensten Zusammenhängen erlebt: Nie hat der Gastgeber einer solchen Runde seine eigenen Karten auf den Tisch gelegt. Da ist die Bürgermeisterin, die den Gemeindevertretern mit Flipcharts endlich eine ordentliche Zielorientierung lehren will: Was haben wir? Was wünschen wir uns? Wie kommen wir da hin? Am Ende bleibt eine abstrakte Manipulationsmasse aus leeren Begriffen

übrig, in die sie nach Belieben ihre eigenen Strategien einschreiben kann.

Da ist die evangelische Kirche, die ihren Schäfchen zielorientiertes Arbeiten beibringen will. Also rückt sie an, mit Moderatorenkoffer natürlich, zackzack, wir haben nicht viel Zeit, schnell werden Zettel ausgefüllt und angepinnt. Zum echten Beschreiben der eigenen Lage bleibt keine Zeit, immer wird auf den Clou verwiesen, der dann am Ende stehen wird. Der Clou bleibt aus, vor allem aber die zukünftige Rolle der Landeskirche, der Sinn ihrer Institutionen, das Selbstverständnis ihrer Amtsträger – all das, was man klären müsste, um herauszufinden, wie viel Eigenverantwortung man nun eigentlich kriegt und wahrnehmen kann.

Da sind auch Planungsworkshops, Zukunftswerkstätten, gern auch Veranstaltungen wissenschaftlicher Forschungseinrichtungen, die einen Praxisbezug brauchen, zumindest fürs Protokoll. Es ist immer dasselbe: Die Veranstalter gehen nicht mit einer Position ins Gespräch, mit keiner Beschreibung, mit keiner ehrlichen Frage. Sie heben die Hände und sagen: Wir machen keine Vorhaben, einigt euch selbst, es ist eure Sache!

Das wissen wir schon, dass es unsere Sache ist, die Frage ist nur, wie wir sie in die Hand kriegen.

Wer leugnet, dass genau das ein Problem ist, ist unehrlich und spielt kein gutes Spiel mit der Zeit und der Bereitschaft der Leute. Die haben Besseres zu tun, als ihre Arbeitszeit bei Zusammenkünften zu verbringen,



in denen ihre Mündigkeit nicht ernst genommen wird. Es gibt hierzulande im Volksmund einen treffenden Begriff dafür: Ringelpietz mit Anfassen!  
(2011)

### **Man muss die Leute da abholen, wo sie stehen**

Über unsere avantgardistische Gesellschaft

Wo immer man heute geht und steht, hört man, dass man nicht erwarten könne, dass die Leute einem einfach so zu willen sind, man müsse sie schon da abholen, wo sie stehen. Dafür gibt es auch eine wissenschaftliche Bezeichnung: zielgruppenspezifisches Arbeiten. Und dahinter steckt ein ganz schlaues Konzept. Man hat es sich von der Werbung abgeguckt, also von dem Versuch, die Leute zu einer Kaufentscheidung zu überreden. Das Prinzip ist ganz einfach. Wie holt man jemanden ab, da, wo er steht? Da ist, sagen wir, der Herr Müller, der ist schlau und fleißig, und da ist die Frau Meier, die ist dumm und vielleicht sogar ein bisschen faul oder sagen wir antriebslos, so jedenfalls wird sie in diesem Modell wahrgenommen. Wir hinterfragen das jetzt mal nicht. Die steht jedenfalls irgendwo herum. Der schlaue Herr Müller aber, der will natürlich, dass sie mitmacht, zum Beispiel beim Kampf gegen den Klimawandel, für die Energiewende und für alles Gute, was wir sonst noch so machen, hier in Deutschland. Und nun hat der Herr Müller gemerkt, dass er

die Frau Meier nicht direkt einfach rufen kann, in etwa so: *Hallo Frau Meier, kommen Sie doch und machen sie mit!* Die bleibt einfach da stehen! Sie ist ein bisschen renitent.

Also geht der Herr Müller hin und nimmt sie an der Hand und zieht ein bisschen, und dann kommt sie schon. Oder, wiederum in der Sprache des wissenschaftlichen Marketings: Er untersucht die Frau Meier zunächst und stellt fest, dass sie zu einer Zielgruppe gehört, sagen wir, zu den traditionsbewussten Arbeitern (die sind ja inzwischen recht selten, aber egal, es ist nur ein Beispiel). Jedenfalls holt der Herr Meier dann sein soziologisches Buch raus und schlägt nach und da liest er: *Traditionsbewusste Arbeiter: Sport, Taubenzuchtverein, Gerechtigkeit*. Nun denkt er kurz nach und dann geht er zur Frau Meier und sagt: Haben sie eigentlich gewusst, dass Fußballer beim Spiel unter allzu großer Hitze leiden? Das kommt durch den Klimawandel. Da verschiebt sich einiges, auch für die Tauben wird es schwer, mit der Orientierung bei Starkregenereignissen, das kennen sie doch aus ihrer eigenen Freizeit, oder? Meinen Sie nicht, dagegen sollten wir zusammen etwas unternehmen? Es wäre auch viel gerechter, wenn sie mitmachen, dann würden alle etwas beitragen.

So in etwa. Und die Frau Meier, weil der Herr Müller sie in ihrer Zielgruppensprache angesprochen hat, macht dann natürlich mit beim Kampf für die gute Sa-

che. Denn jetzt versteht sie es. So einfach ist das, und so logisch.

Und, das Beste ist: wir haben in Deutschland eine wachsende Gruppe an Menschen, die so sind wie Herr Meier. Die sind in keiner Zielgruppe, die nehmen die anderen mit, denn sie handeln von sich aus. Sie sind die Elite, die Avantgarde. Die Avantgarde entscheidet in allen Lebensbereichen für die anderen, was ihr zuzumuten ist, welche Musik, welche Nachricht, welche Sprache – und was die anderen nicht verstehen, das sortieren die Avantgardisten vorher aus.

Wenn man mal darauf achtet, wie viele Menschen in der letzten Zeit von Zielgruppen reden und davon, dass man die anderen bei sich abholen muss, dann muss man wirklich staunen, wie viele Leute wir haben, die voran gehen, und die selbst völlig ideologiefrei sind und überhaupt, die uns retten, die aber selbst nicht abgeholt werden müssen, und so weiter.

Schon Lenin hat, glaube ich jedenfalls, seine Bolschewiki als Avantgarde bezeichnet, die voranschreiten muss, auch wenn die anderen es nicht einsehen. Damals haben sie mit Gewehren dafür gesorgt, dass die anderen dann doch mitkommen. Wir machen es heute mit angepasster Sprache, zielgruppenorientiert. Also, man kann sagen was man will, das ist ein richtiger Fortschritt!

(2012)

## **Das Land als Beratungsofper**

oder als Raum zum Mitmachen

Hören Sie, sagte der Organisator dieses Agenda-Prozesses zu mir, Sie brauchen doch bloß ein paar Leute aus ihrer Region zusammentrommeln, Sie kennen doch die Akteure, die Einfluss haben. Die muss man doch mal ein bisschen an die Hand nehmen. Wir haben da eine Ausstellung über Dorfentwicklung, die können wir mitbringen und dann machen wir eine Moderation mit einer Zukunftswerkstatt, wie man das Dorf wieder nach vorne bringen kann, wenigstens kulturell.

Vorstellungen wie diese sind nicht selten. Gerade wird die brandenburgische Wallachei mit Coaching-Programmen abgescannt, man sucht emsige Kümmerer, die sich beraten lassen. Außerdem lockt der Leerstand an alten Gebäuden, die auf neues Leben warten. So viel Platz – da kann man doch was draus machen! Es ist ein Denken aus der Überlegenheit heraus. Hier sind die Leute mit Kompetenz aus der Stadt, dort sind die Freiräume und die Eingeborenen, die zu erschließen sind oder denen man helfen muss.

Nach etwa zwanzig Jahren auf dem Land muss ich erwidern: Ein leeres Gebäude ist kein Freiraum und ein Dorfbewohner hat keinen leeren Kopf. Das Gebäude ist Teil eines sozialen Gefüges, auch wenn es leersteht und der alte Bewohner hat mehr Ortserfahrungen als man selbst. Man kann sich das Gebäude aneignen,

man kann versuchen, es mit einer neuen Funktion zu beleben. Aber wer die unsichtbaren Fäden übersieht, die die Menschen und ihre Strukturen hier zusammenhalten, wird scheitern.

Der Journalist Jan Grossarth hat ein ganzes Buch über Leute geschrieben, die aufs Land gegangen sind: „Vom Aussteigen und Ankommen“. Es sind sehr verschiedene Menschen darunter – Mönche und Esoteriker, Künstler, Öko-Freaks und Einsiedler. Nur eines ist ihnen allen gemein: Sie ignorieren die Komplexität des Raumes, in dem sie siedeln. Dass da schon Menschen sind, die eine Geschichte haben, dass da eine Landschaft ist, die vor jeder Willkür zurückweicht, das übersehen sie. Deshalb sind sie alle in bisschen sonderbar, nicht böse, aber schrullig. Und von den Einheimischen werden sie dann die Zugereisten genannt. Hinter diesem Titel steckt nicht mal ein xenophobes Vorurteil. Es ist einfach eine Beobachtung: die neuen Bewohner haben Schwierigkeiten, sich auf die anderen einzulassen. Sie sind nur an ihren eigenen Projekten interessiert. Und auch der Journalist kommt nicht auf die Idee, dass an der ganzen Art, sich in diese neuen Gegenden hineinzuleben, etwas grundsätzlich verkehrt läuft.

Kann man deshalb keine kulturellen Innovationen auf dem Land schaffen? So weit würde ich nicht gehen. Aber mit einer avantgardistischen Haltung ist es nicht vereinbar. Denn jeder Raum, so leer und erschöpft er

auch wirken mag, hat eine landschaftliche Eigenlogik, die aus langen kulturellen und natürlichen Prozessen erwächst. Wer sie beeinflussen will, muss sie zuerst anerkennen.

Gerade feierte mein Dorf ein Jubiläum. Die Frauen hatten schon im Winter hübsche Wimpel genäht. Strohputzen wurden ausgestopft, eine ganze Festwoche vorbereitet. Mich hatten die Organisatoren eingeladen, meine Arbeit im Dorfgemeinschaftshaus in einer Ausstellung zu präsentieren. Zum krönenden Abschluss gab es einen Festumzug mit historischen Bildern. Ich sollte das Geschehen am Mikrofon kommentieren, hatte aber erst gezögert. So ein Spektakel, ist das was für mich? Dann dachte ich, was soll eigentlich diese noble Zurückhaltung? Ich sagte also zu, stand schließlich mit Zylinder und Gehrock am Straßenrand und kommentierte die liebevoll gestalteten Wagen, auf denen von der alten Fischerei, vom großen Dorfbrand und vom Schützenverein erzählt wurde. Übrigens regnete es in Strömen und eiskalt war es auch. Aber die Dorffestwoche war dennoch eine wunderbare Zeit. Die Leute saßen abends auf dem Anger am Lagerfeuer, sie tranken, lachten und sangen zusammen.

Einen anderen soziokulturellen Entwurf als den des Aussteigens oder den des Missionierens beschreibt Elke Michael in ihrem Buch „Leben, Singen, Schweine schlachten“. Sie ist auch aus der Stadt aufs Land gezogen, aber ihr war von Anfang an klar, dass sie sich

auf das Dorf, in dem sie nun lebte, einlassen musste. Die Tierhaltung, die Musik, die Feste: Man muss den Leuten nicht willfahren, aber man muss zur Kenntnis nehmen, dass sie ihre Praxis haben und sich dazu in Beziehung setzen. Wer den Kirchenchor leitet, kriegt dann vielleicht auch dreißig Leute für seinen Traum von einer eigenen Ukulelenkapelle zusammen. Das Leben ist nun mal keine Einbahnstraße.

### **Maulkörbe machen dumm**

Konflikte in der politischen Kommunikation

Neulich fand in meiner Gegend ein öffentliches Jubiläum statt, und die Mitarbeiterin einer Landesbehörde sollte zu diesem Jubiläum ein paar Worte sagen, in einer Reihe mit vielen anderen, die an diesem Tag zusammenkommen würden. Nur ein paar Sätze, nichts Bedeutendes. Die Mitarbeiterin hat aber, wie alle ihre Kollegen, das ausdrückliche Verbot aus ihrem Ministerium erhalten, sich öffentlich über grundsätzliche Fragen ihres Bereichs zu äußern. Die Angestellte kann also dem Ansinnen, zu dem Anlass etwas von sich zu geben, nicht nachkommen. Was also tun? Sie schickt die Anfrage an ihr Ministerium – was sie dort sagen solle, ob man ihr eine entsprechend abgesegnete Äußerung zukommen lassen wolle? Im Ministerium ist man ratlos, denn man hat eigentlich keine Ahnung, was da draußen vor Ort am besten gesagt werden sollte, ohne

dass es Anstoß erregt, die Leute sind empfindlich. Also gibt man an ein Fachressort die Order heraus, das Statement zu erarbeiten. Hier wird die heiße Kartoffel hin und hergeschoben und landet schließlich wieder auf dem Schreibtisch der betroffenen Angestellten. Sie schreibt etwas, spielt es über die Fachabteilung zurück und nach mehrmaliger Kontrolle zwischen oben und unten steht das Statement: vier, fünf Sätze, nichts Besonderes, aber abgesegnet. Nun noch auswendig lernen, fertig.

Fälle wie diese sind typisch für das heutige Verhältnis zwischen staatlichen Institutionen und ihren Mitarbeitern. Der Umgang mit Konflikten hat in den letzten Jahren dazu geführt, dass alle öffentlichen Äußerungen letztlich als politisch gelten – und Politik, so sagt man nun auf politischer Ebene, steht den Angestellten des Landes nicht zu, sie sei Sache der Politiker. In diesem Zuge hat man das Erfahrungswissen der am meisten von den politischen Entscheidungen Betroffenen (also zum Beispiel von Lehrern, Naturschutzverwaltern oder Forstleuten) als Lobbydenken abqualifiziert, so dass es in der Öffentlichkeit kaum noch fachliche Debatten gibt, jedenfalls keine, die irgendeine politische Relevanz hätten.

In diesem Spannungsfeld bringt sich die Wissenschaft als Garant von Expertenwissen ins Spiel, sehr zur Freude der Politik, denn die hofft, dass ihr hier ein sicherer Halt geschaffen wird. Da die Wissenschaft



aber denselben Mechanismen unterliegt wie die öffentlichen Verwaltungen, ihr also nicht mehr das Recht zugebilligt wird, Kontroversen auszutragen, deren Ausgang letztlich Folgen für die Politik haben könnten, wird sie zu einem Rechtfertigungsapparat, d.h. sie macht letztlich überhaupt keine Aussagen mehr und tut nur so, als produziere handlungsleitende Ergebnisse. Die Politik wiederum wird nun immer ängstlicher, da sie keinerlei fachliche Bodenhaftung mehr hat und unterbindet die freie Rede noch hysterischer. Dadurch wird die öffentliche Meinung wiederum immer unqualifizierter. Es ist eine Spirale.

Die Folgen sind zunächst für die Betroffenen unerträglich. Die Zensur ihrer Rede greift bis in die Begriffe hinein, ihre Sprache wird genormt, sie zielt auf Unverwundbarkeit und einen guten Anschein. Kritische Positionen werden in World-Cafés gefiltert und neutralisiert, Bürgerforen und andere Dialogformate stellen die Behauptung von Partizipation her, verfehlen aber in ihrer Kurzatmigkeit stets die nötige fachliche Tiefe, von der an es überhaupt erst spannend werden könnte. Spätestens hier wird die perfide Logik erkennbar, die hinter dem Überdross an der Kommunikation steckt: Wer den Unsinn der Beteiligungsmoderationen bei gleichzeitiger Stilllegung kritischer Fachdebatten erlebt, der ist nicht mehr weit von einem Urteil entfernt: Kommunikation ist überflüssiges Geschwätz.

Das ist nun eine traurige Schlussfolgerung. Tatsa-

che ist, dass Kommunikation das Einzige ist, was wir haben, um unsere Gesellschaften kollektiv zu steuern. Wir dürfen nur nicht jene von dieser Kommunikation ausschließen, die mit den strittigen Themen berufliche Erfahrung haben. Immerhin leben wir in einer arbeitsteiligen Gesellschaft: Diejenigen, die eine bestimmte Arbeit machen, haben ein Recht darauf, gehört zu werden. Zwischen diesen Menschen und der Öffentlichkeit brauchen wir Debatten, in denen die gesellschaftlichen Ansprüche an deren Arbeit formuliert und auf ihre Berechtigung hin geprüft werden können. Die Aufgabe der Politik ist es, diese Debatten zu einem Ergebnis zu führen. Ihr wollt mehr ökologische Landwirtschaft? Ihr wollt Inklusion in der Bildung? Ihr wollt die Energiewende? Ihr wollt mehr Wildnis im Wald? Dann sehen wir doch mal, was die Landwirte, die Lehrer, die Stromversorger, die Förster dazu sagen! Machen wir uns schlau, kommen wir ihnen auf die Schliche, finden wir es heraus!

Stattdessen werden die Landesmitarbeiter mit Maulkörben versehen, wobei ihnen damit gedroht wird, ihre Arbeitsplätze und Institutionen durch andauernde Reformen abzuschaffen oder auszudünnen. Angst und vorauseilender Gehorsam bestimmen das Bild. Dadurch verliert das politische Handeln den Bezug zur Wirklichkeit, es wird buchstäblich dumm. Und die Mitarbeiter der Verwaltungen verlieren das Selbstbewusstsein, sie können wiederum ihre Landesinstitutionen

nicht mehr angemessen gegen die Stammtische verteidigen. Die Politik verliert die Menschen, die durch ihren kritischen Verstand dazu beitragen können, dass sie gute Politik wird.

Maulkörbe machen dumm – vor allem jene, die sie verhängen. Und Dummheit in der Politik ist gefährlich.

(2014)

### **Die Öffentlichkeit ist ein Organ der Demokratie!**

Warum der Naturschutz die öffentliche Auseinandersetzung  
mit den Menschen ernster nehmen sollte  
als die Gerichte und die Politik

Vor fünfzehn Jahren saß ich in der Mensa der BTU Cottbus mit einem damals einflussreichen Landesamtsleiter am Tisch, in dessen Arbeitsbereich große Bereiche unserer schönen märkischen Landschaft fielen, nämlich der Natur- und Umweltschutz. Ich erzählte ihm von unserem Plan: Wir wollten Landschaftskommunikation machen, Diskurse über die Entwicklung unseres Raumes fördern, in denen sich Landwirtschaft, Naturschutz, Kunst, Wirtschaft, Kommunalpolitik, Planung und Wissenschaft auf Augenhöhe begegnen und ihre verschiedenen Ansprüche an den Raum in einem offenen Prozess und mit Argumenten austragen würden. Ich redete mich in Fahrt und wollte noch mehr sagen, aber da unterbrach mich der Amtsleiter

und sagte nur: Da wünsche ich ihnen aber viel Spaß mit den ganzen Alphetieren in den öffentlichen Versammlungen! Die anderen am Tisch kicherten. Dass wir mit einer Methodik der öffentlichen Rede ins Rennen gehen würden, hätte ich gern noch erläutert. Aber unsere Unterhaltung war leider beendet.

Nun habe ich den Amtsleiter durchaus in solchen Veranstaltungen erlebt, für die er mir viel Spaß gewünscht hatte. Ich kenne den aufgebrachten Volkszorn und seine vielen anstrengenden Sprachführer. Mir hat dieser Zorn auch selbst so manches Mal gegenübergestanden wie eine böse Mauer aus geballten Fäusten und Unverstand. Und der Amtsleiter hat das alles, immerhin im Dienste der märkischen Natur, viele Jahre lang ausgehalten. Wer wollte ihm also seine spöttische Reaktion am Mensatisch verübeln?

In den Jahren danach hörte ich den Amtsleiter oft im Radio oder ich sah ihn im Fernsehen. Das hatte einen einfachen Grund: Die Mitarbeiter seines Amtes hatten es nach und nach, ob auf Weisung oder aus eigenem Entschluss, aufgegeben, öffentlich zu sprechen. Jahrelang übernahm das fast immer der Amtsleiter selbst. Es handelte sich bei ihm immerhin um einen intelligenten und charismatischen Menschen, man hörte ihm gerne zu. Warum sollte er nicht selbst den Hörern von Radio eins unsere Umwelt erklären, wenn er es doch nun einmal am besten konnte?

Ja, er konnte das gut, freundlich und eloquent, aber

er konnte auch wütend und herrisch werden wie ein kleiner Napoleon, zum Beispiel im Jahr 2008. Da hielt der Amtsleiter den Mitarbeitern des Gewässer- und Deichverbands Oderbruch eine gepfefferte Standpauke: Wie sie es wagen könnten, unsere Oderbruchfiktionen, die als Szenarien für die Entwicklung der Region damals auf Litfaßsäulen durch das Oderbruch wanderten, in den Gebäuden des GEDO zu präsentieren? Aus den Augen!

Unterdessen waren unsere jahrelangen Versuche, die Mitarbeiter seines Amtes zu überreden, uns in Beiträgen für den Oderbruchpavillon zu schildern, welche Sicht sie auf die naturschutzfachlichen Spielräume in dieser Landschaft haben, erfolglos. Nicht die kleinste Stellungnahme war hier zu bekommen. In der Regel schienen die Angesprochenen nicht einmal zu verstehen, wozu das hätte gut sein sollen. Wir argumentierten, dass es eines Tages viel Ärger in einer Landschaft geben würde, die nun einmal so ist wie das Oderbruch, nämlich von Nord bis Süd komplett durchmelioriert, sodass ein übliches naturschutzfachliches Herangehen wohl oder übel zu Konflikten führen müsse, sogar zu sehr harten. Keine Antwort, ausweichende Blicke, Schweigen.

Von den Mitarbeitern in öffentlichen Naturschutzverwaltungen werden wir stattdessen oft gefragt, was das eigentlich für eine Öffentlichkeitsarbeit sein solle, zum Beispiel eine Zeitung mit unterschiedlichen Sicht-

weisen auf die Wasserproblematik in der Region zu produzieren? Wo bliebe denn da das Primat der richtigen, wissenschaftlich und amtlich begründeten Sichtweise? Ja, wo bleibt dieses Primat?

Nun, mit der Fachlichkeit ist es so eine Sache. Setzt sie sich der öffentlichen Kritik nicht aus, wird sie zum Herrschaftswissen. Die einfachen Leute verstehen es ohnehin kaum, es wird in einem geschlossenen Kriterienapparat hergeleitet und muss sich nur noch der politischen Macht und der Gerichte versichern. Ob die Vorannahmen dieses Fachapparates stimmen, wird zwar nicht mehr reflektiert, aber alles hat seine Richtigkeit. Wer trotzdem zweifelt, macht sich lächerlich und des Stammtisches verdächtig.

Die Geringschätzung der öffentlichen Meinung ist ein verbreitetes Muster. In München hielt mir ein naturschutzfachlicher Experte einmal spöttisch entgegen, Diskurse über die Waldentwicklung in Deutschland fördern zu wollen sei naiv, man müsse mit den politischen Entscheidern reden, mit niemandem sonst. Im Biosphärenreservat Schorfheide-Chorin hatten wir jahrelang einen richtigen Gegner, er warf uns vor, zu polarisieren, wo man doch die Sache des Naturschutzes unterstützen müsse. Und als wir inmitten eines festgefahrenen Konflikts im Biosphärenreservat Rügen eine Broschüre über Land und Leute mit unterschiedlichen Sichtweisen auf dieses Großschutzgebiet erarbeitet hatten, reagierte man im Umweltministerium

irritiert: Was das für eine idiotische Idee sei, mit Mitteln aus dem Umweltressort auch noch Meinungen der eigenen Gegner zu publizieren?

Die Welt, wie sie sich heute viele Menschen vorstellen, ist so: Es gibt verschiedene Interessen und diese formieren ihre Verbände und Lobbykräfte. Die Landwirtschaft hat also den Bauernverband, der Naturschutz hat den NABU und den BUND, dann kennen wir noch Greenpeace und all die anderen. Und diese Verbände posaunen jetzt also ihre Sichtweise so laut wie möglich in die Welt hinaus. In der Gesamtschau, so wahrscheinlich die Annahme, kommt ein Kompromiss heraus, also muss jeder für seinen Teil der Wahrheit so hart wie möglich dagegenhalten. Das ist politischer Wettbewerb! Deshalb ist es auch egal, ob man mit seinem Verband vernünftige Forderungen stellt, weil man diese Forderungen ja ohnehin nie in Gänze durchbekommt und weil man sie schon gar nicht verantworten muss. Das müssen dann die Politiker machen, diese Kompromissler! Und also ist jeder zusätzliche Tag, an dem z.B. man verhindert, dass eine Verordnung zum Bibermanagement in Kraft tritt, ein gewonnener Tag – eben weil die gegnerische Partei dadurch nicht zum Zuge kommt. Die sind ja eh schon zu stark!

So läuft das Geschäft. Man kennt sich ja, man redet so, wie es Gegner und politische Freunde von einem erwarten, man zerbricht sich nicht den Kopf und spielt eine Rolle mit erlerntem Text- und natürlich ist man

sich sicher, dass man den guten Helden spielt, nicht den bösen. Da dies aber eine Vereinbarung ist, die einen nichts kostet, ist es ein einziges Schelmentheater. In einer solchen Welt kommt die Öffentlichkeit nur als Objekt vor, als Ziel der Public Relation, der Werbung und Propaganda. Man kann ihr alles andrehen und erzählen, sofern es nur der guten Sache dient, die anderen reden ja auch dummes Zeug, also müssen wir es selbst mit der Vernunft nicht allzu genau nehmen. Akzeptanz ist das große Schlagwort dieses Denkens, mehr braucht es.

Ämter und Ministerien sind staatliche Institutionen und diese brauchen ein anderes Verständnis von Öffentlichkeit. Die Öffentlichkeit ist keine Zielgruppe für vorgekaute Botschaften, sie ist ein Organ der Demokratie! Man muss sie gezielt aufrufen und ansprechen, offene Fragen in sie hineinstellen und die Gesellschaft dadurch in die Lage versetzen, den besseren Argumenten zur Geltung zu verhelfen. Dies geht nur mit Ehrlichkeit und mit der Bereitschaft, auch einmal eine Position zu räumen, wenn man die schlechteren Argumente hat. Und das wiederum wird nur funktionieren, wenn man die Bürger als Akteure der Öffentlichkeit ernst nimmt und sie weder für dumm hält noch dafür verkauft. Das setzt allerdings auch voraus, dass die Mitarbeiter der Ämter gebührenden Abstand zu den Verbänden mit ihren programmierten Sichtweisen haben. Und obendrein sollten diese Mitarbeiter nicht nur das



Recht, sondern auch die Pflicht haben, sich ein eigenes Urteil zu bilden und dieses auch zu äußern, wie gut ihr Job auch immer bezahlt ist.

Genau hier ist der Wurm drin, im Verhältnis des öffentlichen Naturschutzes zur Öffentlichkeit. Es ist kein Wunder, dass es vor allem Akteure des staatlichen Naturschutzes waren, die die Unterzeichnung der Europäischen Landschaftskonvention durch Deutschland verhindert haben. Denn diese sah vor, die Landschaft zu einer öffentlichen Angelegenheit zu machen und sie nicht allein den Regelwerken des Expertenwissens zu überlassen. Davor haben diese Apparate am meisten Angst. Denn man darf den Leuten auf keinen Fall ihre Landschaften in die Hände geben. Die spritzen sie sofort tot!

Durch die Phyrussiege des Naturschutzes bei den Gerichten und in den staatlichen Hierarchien werden die ehrenamtlichen Naturschützer, jene, die sich aus bloßer Liebe zum Leben engagieren, ständig marginalisiert. Diese haben meist den Mut nicht, ihre eigenen, durch Anwälte gestärkten Lobbyvertreter infrage zu stellen und somit werden sie vor Ort täglich unglaubwürdiger. Man hält ihnen vor, wie undemokratisch und unvernünftig die naturschutzfachlichen Bandagen sind – und weidet sich dann an ihrem ohnmächtigen Schweigen.

Da denke ich an Kurt Kretschmann aus Bad Freienwalde, den ich selbst noch erlebt habe und der immer,

lange bevor er auf die Idee kam, eine Behörde anzurufen, die persönliche und öffentliche Konfrontation wählte. Er hatte den Mut, sich hinzustellen und Position zu beziehen. Und mag auch vieles an ihm widersprüchlich gewesen sein, von dem moralischen Kredit, den er damals angespart hatte, zehren wir hier in der Region heute alle noch. Und, das sollte allen bewusst ein: Dieser Kredit ist bald aufgebraucht.

(2015)

## **Die Sturheit des freien Bauern**

und sein Beitrag zur Demokratie

Es gibt wahrscheinlich kaum eine Eigenschaft, die den Menschen vom Lande häufiger nachgesagt wurde als die Sturheit. Auf dem Land, so heißt es seit etwa zweihundert Jahren, lassen sich die Leute ungern von Neuem überzeugen. Gemeint ist dabei übrigens in der Regel: vom Richtigen. Die Landleute scheinen ihrem Wesen nach konservativ oder gar verstockt, diese Meinung wurde schon Bismarck in den Mund gelegt, mit der übrigens nicht belegten Behauptung, in Mecklenburg ginge die Welt 100 Jahre später unter. Ist an diesem Urteil etwas dran?

Ich möchte diese Frage nicht beantworten, indem ich Beispiele sammle und sie dann als Empirie verkaufe, obwohl das natürlich gern so gemacht wird und ein leichtes Spiel wäre. Ein paar Impressionen aus

meinem Gemeinderat würden dafür genügen, der verhält sich manchmal wie eine lahme Ziege am Strick. Allerdings meine ich, dass solche Verallgemeinerungen unzulässig sind und außerdem den Kern der Sache nicht treffen. Man reimt sich etwas zusammen und nennt es dann Sturheit. Ich meine: Es geht um Freiheit, und zwar um eine Freiheit, die ein Außenstehender schlecht wahrnehmen kann.

Nehmen wir die Bindung an den landwirtschaftlichen Boden. Eine faszinierende Strategie der gemeinschaftlichen Nutzung von Flächen besteht in der Allmende. Bis heute üben ihre Spielarten eine große Faszination aus, denn man hat sofort vor Augen, dass mehrere Menschen auf Augenhöhe miteinander ihren Selbsterhalt gewährleisten oder gar einen Mehrwert erzeugen – das hat etwas Utopisches. Allerdings ergibt sich diese gewünschte Augenhöhe nicht automatisch. Will man verhindern, dass sich Muster der Herrschaft oder Unterdrückung in die kollektive Praxis einschleichen, muss man sehr strenge Regeln aufstellen. Diese Erfahrung haben die Leute immer wieder gemacht, wahrscheinlich schon vor zweitausend Jahren, auf jeden Fall auch heute in Urban-Gardening-Projekten oder Landkommunen. Die Regeln stellen eine gewisse Gleichwertigkeit der Individuen her, aber sie engen die Leute auch ein und vor allem lassen sie sich nicht gut an veränderte Bedingungen anpassen.

Eine andere Form der Unfreiheit sehen wir im herr-

schaftlichen Grundbesitz, der mit Landarbeitern, bewirtschaftet wird, die einst leibeigen, später jedenfalls ohne eigene Rechte am genutzten Boden waren. Es gab zwar Ausgleichsmechanismen und auch immer wieder nobles Verantwortungsbewusstsein der großen Landeigentümer, und gerade in den zwanziger Jahren glichen die ostelbischen Gutsherren oft eher modernen Betriebsleitern als überheblichen Aristokraten. Aber meist steckte doch etwas Paternalistisches in diesen Modellen. Insofern stellte die Kollektivierung der landwirtschaftlichen Produktion in vielen Ländern des Ostblocks gewissermaßen einen modernen Versuch dar, die Allmende wiederherzustellen. Dieser ideologische Anspruch legitimierte sich damit, dass gutsherrlichen Strukturen die Muster der sozialen Ungleichheit nicht nur in Kauf nahmen, sondern sie aktiv immer wieder reproduzierten.

Das klingt plausibel, dennoch haben sich viele Menschen gegen diesen Versuch gewehrt und wurden damals prompt der Sturheit geziehen – und das waren die freien Bauern, die also nicht gutsuntertänig gewirtschaftet haben. Waren sie wirklich stur? Und inwiefern kann man überhaupt von freien Bauern sprechen?

Als Bauer ist man zunächst vollkommen unfrei, denn man kann von seinem Stück Land nicht weg. Die Redensart „an der Scholle kleben“ kommt nicht von ungefähr. Für einen Bauern muss es eigentlich ein Hohn sein, wenn ein Universitätsprofessor, der für

seine Karriere in seinem Leben zehnmal die Stadt und vielleicht sogar mehrfach den Staat wechselt, die moderne Landwirtschaft als industriell schmählt. Denn dieser Universitätsprofessor agiert ebenso mit industriellen Produkten und Werkzeugen und hat einen riesigen ökologischen Fußabdruck, vor allem aber bewirtschaftet er überhaupt keine natürlichen Ressourcen mehr. Er hat die totale Freiheit des industriellen Verbrauchs, in der alles austauschbar ist. Der Bauer dagegen ist an sein Ackerland gebunden, das noch dazu durch Witterung andere Unbill keinen zuverlässigen Ertrag abwirft.

Dennoch nimmt sich der Bauer in einer bestimmten Hinsicht als frei wahr, und dies hat mit seinem Eigentum zu tun. Der Boden hält ihn zwar an Ort und Stelle fest, in gesellschaftlicher Hinsicht aber stellt er den Menschen auf seine eigenen Füße. Er kann selbst bestimmen, was auf dem eigenen Land geschieht, was angebaut wird, wie es genutzt wird – und auf dieser Basis kann er sein Überleben sichern. Diese Entscheidungsfreiheit und ihr Ertrag sind etwas Wunderschönes, sie stiften Selbstbewusstsein und Stolz. Wer das erlebt hat, lässt sich weder das eigene Land gern wegnehmen noch die Rechte an der freien Entscheidung über dieses Land, selbst wenn er das eine oder andere einsehen mag, was andere fordern. Der kürzlich gestorbene Autor John Berger erzählt dieses Dilemma anhand eines französischen Bauern, der unversteuer-

ten Schnaps brennt und dafür, beinahe wie ein Michael Kohlhaas, ins Gefängnis geht. Warum tut er das? Es ist der Schmerz, etwas von der Selbstbestimmung und den Früchten abzugeben, die man sich so mühsam erarbeitet hat. Bei den aktuellen Auseinandersetzungen vieler Bauern mit dem Naturschutz verhält es sich ganz ähnlich.

Was soll an einer solchen Haltung gut sein? Ich meine, sie ist wertvoll, einen aufgeklärten Menschen vorausgesetzt. In ihr steckt ein Verantwortungsbewusstsein: am immer gleichen Ort für das eigene Handeln einzustehen in seiner ganzen Komplexität, sich nicht auf eine allgemein angesagte Moral einzulassen, weil sie einen nichts kostet. Den freien Bauern kostet die Moral etwas, wenn er nicht lügen will. Es beweist sich auf dem Feld, in seiner täglichen Praxis, ob er die Wahrheit sagt. Die anderen haben gut reden, sie können alles Mögliche fordern – der freie Bauer muss vorsichtig sein, will er sich selbst noch im Spiegel anschauen können.

Karl Marx und Friedrich Engels haben das Eigentum einer scharfsinnigen Kritik unterworfen, sie haben gezeigt, dass mit ihm auch die Aneignung von Arbeit gesellschaftlich legitimiert wird. Deshalb sind die Linken auch dem Eigentum des Bauern immer mit Misstrauen begegnet, das ebenfalls bis auf Marx und Engels zurückgeht, die dem „Idiotismus des Landlebens“ mit „industriellen Armeen, vor allem für den Ackerbau“

beikommen wollten. Aus heutiger Sicht muss man sagen: Die beiden waren bürgerliche Intellektuelle, sie hatten für das bäuerliche Eigentum und seine kulturelle Kraft einfach nichts übrig. So wurde aus Unverständnis ein jahrhundertelanges Missverständnis und der Beitrag der freien Bauern zur Demokratie – seine durch die eigene Bindung an den Boden bedingte Ehrlichkeit, konnte leider vollkommen übersehen werden. Was nicht ins Schema des moralischen Fortschritts passt, hat seither einen einfachen Namen: Sturheit. So leicht sollte man es sich nicht mehr machen, jedenfalls nicht, solange wir noch freie Bauern haben oder Menschen, die als freie Bauern leben wollen.

(2017)

### **Zu Besuch beim Kirchenfürst**

Auch die Kirche hat leider das Einmaleins  
der Unternehmensberatung gelernt

Die Kirche im Dorf hat das gleiche Problem wie das Dorf selbst: sie schrumpft. Die Leute werden weniger, die Alten sterben, es kommen kaum neue nach, diese Litanei ist nichts Neues, nichtsdestotrotz ist sie wahr. Also muss man die Strukturen den sinkenden Menschenzahlen anpassen, das kennen wir schon von den Kommunalreformen. Die Kirchenkreise werden größer, die Gemeinden werden fusioniert, die Sprengel umgeformt. Bei der Zusammenlegung von Haushalten

wird darüber hinweggesehen, dass die Rechenschaftspflichten der gewählten Gemeindeältesten in demokratische Unordnung geraten. Aber davon abgesehen gibt sich die Kirche Mühe, den Schrumpfungsprozess ordentlich durchzuführen. Der ständig angepasste Sollstellenplan ist jedenfalls total logisch und in aller Munde.

Besorgniserregend ist natürlich, dass das Ende vorgezeichnet ist. Es gibt ja keinen Grund, warum die Schrumpfung irgendwann aufhören sollte. Der letzte Christ der Berlin-Brandenburgischen-schlesischen-Oberlausitz-Kirche wird zugleich Bischof, Probst, Pfarrer, Küster und Gemeindeglied sein. Er wird eine Menge damit zu tun haben, seine Fusion mit dem Christen der Nachbarkirche vorzubereiten, wenn nicht einer von beiden vorher stirbt, denn dann kann man einfach die eine Diözese der anderen zuschlagen. Aber er muss ja dann auch nur noch den lieben Gott und keine Menschen mehr verwalten, wie ein kluger Mann aus Oderberg neulich treffend bemerkte.

Das hat man sich in der Kirche wohl auch schon gedacht und also stößt man Reformprozesse zur Wiederbelebung des Glaubens an. Schon der vorherige Bischof hatte das versucht, sein Reformprogramm nannte sich „Salz der Erde“. Es hatte nicht richtig gegriffen, also wurde nun ein neues Programm aufgelegt. Das trägt den Titel „Salz der Erde – Reform ist möglich“. Ich nehme an, man hat den alten Reformtitel noch



mit in den Namen aufgenommen, um Kontinuität zu beweisen. Die letzte Körperschaft, die das meisterlich vorgeführt hat, war die SED gewesen. Sie hieß nach der Wende SED-PDS, erst später verschwand „SED“ aus dem Namen und irgendwann nannte man sie dann „Die Linke“. Hat ja auch irgendwie geklappt.

Ich bin dann aber doch der Einladung zur Diskussion mit dem Bischof nach Cottbus gefolgt. Das neue Reformprogramm sollte mit Pfarrern und Laien diskutiert werden. Gekommen waren knapp einhundert Leute, die meisten ächzten über die weite Anfahrt in dem inzwischen riesigen Sprengel. Na schön. Man hätte die Gäste wohl in einem der Gemeindesäle versammeln können, die Cottbus aufzuweisen hat, es wurde aber eine große Kirche gewählt – warum auch immer. Wie in einem Gottesdienst saß man streng in Reih und Glied, die Verständigung in dem riesigen überakustischen Schiff war nur über Mikrofon möglich. Und dann ging es los.

Nach einer gescheiterten Andacht durch den Bischof stellten seine Mitarbeiter die Eckpunkte des Reformprogramms mit Hilfe von Powerpointfolien vor. Definiert wurden drei Handlungsfelder, die in insgesamt zwölf Projekte unterteilt sind. Begleitend hatte man eine Online-Umfrage durchgeführt, über deren Ergebnisse genau Rechenschaft abgelegt wurde. Die Genauigkeit war angesichts der geringen Teilnehmerzahl etwas übertrieben, trotzdem meinte der Referent,

die Umfrage hätte sich gelohnt, wie die Werte aus der Umfrage selbst es bewiesen. Wichtiger noch war die Sprache des Reformprogramms. Sie ist eindeutig von der Unternehmensberatung vorgegeben: Zieldefinition, Maßnahmenplanung und die Formulierung einer messbaren Wirkungserwartung. Die Denkweise ist statisch: Problem – Analyse – Ziel – Maßnahme – Wirkung. Qualitative Ziele werden gnadenlos so ausgedrückt, als seien sie quantifizierbar. Das Projekt 0 fasst die einzelnen Anstrengungen in einem Gesamtrahmen zusammen. Hier lautet die erwartete Wirkung: „Die Ziele des Reformprozesses werden zu 70 % erreicht.“

Ich wandte nun ein, dass man mit der Sprache der Unternehmensberatung keinen Erfolg haben würde. Meines Erachtens ist diese Sprache schon für den Bereich der Wirtschaft in Wahrheit ungeeignet und erst recht ist sie im Bereich der Bildung und Verwaltung irreführend. Sie ist lebensfremd, sie hat in den letzten Jahren mechanistisches Denken gefördert und damit viel Schaden angerichtet. Jeder weiß das, aber in den betroffenen Bereichen spricht es niemand aus, denn die Leute werden dafür bezahlt, dass sie den Unsinn mitmachen und zu Hause ist es ihnen zu peinlich und zu langweilig, darüber zu sprechen.

Naja, sagte darauf unser Bischof, da haben sie schon ein bisschen Recht, die Sprache ist nicht so schön, die ist wirklich ein bisschen ungünstig. Ich dürfe das alles nicht so wörtlich nehmen, gemeint sei doch was

anderes – die Wiederbelebung des Glaubens eben. Darauf müsse man letztlich sehen.

Ein evangelischer Bischof steht in der Tradition Luthers. Er weiß, dass die Sprache nicht hintergebar ist. Man kann nicht das eine sagen und das andere meinen und erwarten, damit das zu erreichen, was man eigentlich gewollt, aber nicht gesagt hat. Das Wort ist das Wort und wenn es nicht wahrhaftig gesprochen wird, ist es falsch. Gerade in der Kirche sollte man das ernst nehmen und sich fragen, wo heutzutage aktiver Glaube benötigt wird und was man als Kirche dafür tun kann: zuallererst durch eine klare und glaubwürdige Sprache. Man kann nicht alles Margot Käßmann überlassen, die darüber selbst schon zum zwielichtigen Popstar auf dem doppelten Boden der Medienöffentlichkeit geworden ist.

Aber einstweilen Schwamm drüber, denn nun nehmen wir die einzelnen Projekte in Augenschein.

Und oh hallo, da ist ja mein Lieblingsthema: die kleinen Dorfkirchengemeinden. Auch ihrer nimmt sich das Reformprogramm an. Sieben Pilotgemeinden werden ausgewählt. Sie werden intensiv von der großen Kirche in ihren anstehenden Herausforderungen begleitet und an ihnen wird dann gezeigt, dass Reform auch für diese Kleinstgemeinden möglich ist.

Nun muss ich mich aber nochmal melden. Denn die Pilotgemeinden folgen ja schon wieder der Logik des guten Beispiels, das man heute Best Practice nennt und

das auch durch Kirchenreform die Übersetzung ins Englische nicht zu einem klugen Konzept wird. Das gute Beispiel, das wir uns nehmen sollen, hat schon in meiner Kindheit in Schule und Elternhaus nicht gewirkt. Es war schon damals schlechte Pädagogik, weil man sich seine Vorbilder immer selbst aussuchen muss.

Mit den sieben Pilotgemeinden würde man deshalb nicht weit kommen, wende ich also ein. Jede Gemeinde ist lokal und muss ihre eigenen Antworten auf die Schrumpfung finden. Übertragbar sind nur Prinzipien wie Selbstorganisation und Offenheit, ein Selbstverständnis des Glaubens im Alltag, eine Distanz zur Macht – abstrakte Einsichten, die sehr schwer von A nach B exportiert werden können. Die Menschen in jeder Gemeinde müssen sich in den nächsten Jahren konkret die Frage stellen, was ihnen eine offene Kirche im Dorf wert ist. Sie müssen darüber sprechen, wer als letzter das Licht ausmacht und die Tür verrammelt oder ob es Chancen gibt, christliches Leben im ländlichen Raum mit Partnern außerhalb der Kirche neu aufzubauen – womöglich in völlig neuen Formen. Es sind schmerzhaft und notwendige Fragen, zu deren Beantwortung jeder unerschrocken auf sich selbst blicken muss; auf seine Bereitschaft, sich zu engagieren und auf Vertrautes zu verzichten. Meines Erachtens sollte die Kirche dringend durch ihre Pfarrer die Menschen in den Gemeinden dazu auffordern, diese

Fragen zu diskutieren. Der Neuaufbau der kleinen Gemeinden ist nur möglich, wenn die Menschen auf das Ende sehen und sich dann gemeinsam fragen, ob es nicht auch ein Anfang sein könnte.

Wieder gab mir der Bischof in gönnerhafter Weise recht. Das seien sicher wichtige Fragen, kein Zweifel. Aber wovon Sie hier reden, das sind die Gewitterstürme, die ohnehin über die Christen auf dem Land hinweg ziehen. Das kommt doch sowieso! Was wir hier wollen ist doch, ein paar Lichtblicke zu schaffen. Die Flut kommt unvermeidlich, aber wir möchten ja hier auf die Blüten sehen, die treiben und uns Hoffnung machen.

Später gab es ein kleines Buffet. Ich stand mit Pfarrern an einem Tisch, die sich über den Quatsch von oben lustig machten. In der Diskussion haben sie nichts gesagt. Hat doch keinen Zweck.

Es ist, als hingen alle an einem riesigen Tropf. Jeder sieht, dass er sich entleert. Aber wenn man ihn wieder füllen wollte, müsste man sich abnabeln und den ganzen Stoffwechsel umbauen. Also hofft man, dass es für die eigene Frist noch ausreichen wird, bleibt sitzen und tut so, als arbeite man an einer Lösung. Es ist überall das Gleiche.

(2011)

## **Déjà-vu**

Manches in der heutigen Bundesrepublik erinnert  
an die letzten Jahre der DDR

In den letzten Wochen muss ich oft an 1989 denken. Immer wieder gehen die Gedanken zurück an die späten Jahre der DDR und an die ersten Erfahrungen in der Bundesrepublik. Ich habe mich gefragt, wie das kommt. Unähnlicher können sich Zeiten doch kaum sein.

Aber eine Ähnlichkeit der letzten DDR-Jahre mit der deutschen Gegenwart gibt es doch. Damals, 1987 oder 88 haben alle immer gesagt: So, wie das hier läuft, das kann doch nicht gut gehen. Die Wirtschaft, die Demokratie, das geht krachen, man wundert sich, dass der ganze Laden noch steht. So redete damals fast jeder, selbst die Genossen. Alle schüttelten den Kopf und fühlten sich unwohl.

Heute wird das wieder gesagt. Man wundert sich, dass unser ganzes System noch nicht zusammengebrochen ist, denn so, wie es im Moment arbeitet, kann es nicht funktionieren. Die Erfahrung, auf Pump zu leben, macht sich nicht nur an abenteuerlichen Geldbewegungen in und zwischen den Staaten fest, die kein Mensch mehr versteht. Sie bezieht sich auch auf alles andere. Die Ressourcen, von denen die Gesellschaft lebt, werden aufgezehrt. Die Demokratie wird hohl,

weil immer weniger Möglichkeiten zur Entscheidung stehen. Die sozialen Sicherungssysteme funktionieren nicht mehr aus sich heraus. Die Rahmenbedingungen unseres Lebens werden in den europäischen Bürokratien, bei Welthandelsabkommen oder von industriellen Netzwerken gesetzt, wir haben sie nicht zur Hand und wir durchschauen sie auch nicht. Teile der Wirtschaft, die sich einst mit stolzer Unternehmerbrust als A und O unseres Gemeinwesens präsentierte, agieren nur noch mit Staatsgeld. Die Wende zur grünen Energie und zur Nachhaltigkeit ist eine Chimäre. Kleinteilige, risikobereite und lernfähige Strategien werden strukturell ausgegrenzt. Es verschwimmt alles, als könne man nicht mehr scharf sehen. Es werden kaum noch Auseinandersetzungen geführt, es schütteln alle nur den Kopf. Die Systeme sind so groß geworden, dass sie nicht mehr kritisierbar sind. Die Sprache ist korrumpiert, es scheint alles schon gesagt zu sein, es trifft alles nicht richtig.

Nach 1989 führten die Menschen in der DDR harte Auseinandersetzungen, die bis in die Familien hineinreichten. Es ging um die eigene Rolle in der DDR, man stritt um die Verantwortung. Diese Auseinandersetzungen waren wichtig. Nur in der Debatte über die Verantwortung für das, was war, ließ sich die Verantwortung für das, was nun zu tun war, neu und vernünftig verteilen. Aber mitten in sie hinein erhielten wir ein

großes Versprechen des damaligen Bundeskanzlers: Es ist schon alles bezahlt! Ihr braucht euch nicht mehr zu streiten, wir haben die Rechnung längst übernommen und wir kommen auch zukünftig für jeden Schaden auf. So hat sich eine ganze Generation den Schneid abkaufen lassen. Es gab einige wenige und bittere Verlierer, aber alle konnten ihr Geld umtauschen, manche hatten sogar noch beruflichen Erfolg, sie kauften sich ihre Autos und Häuser und haben heute eine Rente. Es ist alles beglichen worden, man musste sich nur den neuen Spielregeln unterwerfen, ganz gleich, ob man sie durchschaute oder nicht.

Aber die Auseinandersetzungen, in denen wir damals steckten, brachen schlagartig ab. Es nutzte ja alles nichts mehr, man musste jetzt nach vorn schauen. Indem die Suche nach Verantwortung für die Vergangenheit abgebrochen wurde, brach der Verantwortungsbegriff überhaupt auseinander. Wer von seiner Verantwortung aus denkt, steckt den Kreis seiner Tätigkeit möglichst weit ab, denn alles, was wir tun, muss auf unsere Umwelt abgestimmt sein, muss reagieren und interagieren, sonst ist es sinnlos. Wer aus Verantwortung handelt, darf keine Scheuklappen aufsetzen. Heute ist man zuständig. Zuständigkeit heißt, zu tun, wofür man bezahlt wird und darauf zu achten, wofür man haftet. Wer seine Arbeit nach Zuständigkeitrichtet wird deshalb den Kreis seiner Tätigkeit immer



enger stecken. Ob das eigene Handeln einen Sinn hat, wird irrelevant. Aus Zuständigkeiten heraus zu handeln heißt: sich Scheuklappen aufsetzen.

Damals, als junger Mann, war ich gegen den wohlfeilen Beitritt. Ich hatte das Gefühl, es sei etwas nicht richtig damit. Sicher, ich überschaute die Dynamik des ganzen Prozesses nicht, es musste schnell gehen, die Leute waren ungeduldig. Trotzdem hätte ich mir nicht träumen lassen, dass es sich einmal so bitter rächen würde. Welche gesellschaftlichen Felder ich auch betrete: die Fördermittelbürokratien, die Wissenschaft, die Wirtschaft, die Agrarpolitik, die Bildung, der Naturschutz – alles verwickelt sich in einen Korruptionzusammenhang. Die Menschen flüchten sich in Sicherheiten, sie schlüpfen unter den Mantel großer Institutionen. In den Pausen wird getuschelt und gekrittelt, aber keiner sagt laut, was er denkt. In der DDR konnte man noch richtig Ärger kriegen für ein offenes Wort. Heute haben wir das Recht auf freie Meinungsäußerung, aber die Leute halten bereitwillig den Mund, weil sie ihre Sicherheiten nicht aufs Spiel setzen wollen. Jede politische Auseinandersetzung wird auf diese Weise unterlaufen.

Wir feiern eine schreckliche Sause. Es ist alles gratis, die Tische des Buffets biegen sich unter ihrer Last. In der Luft liegt der Geruch der Spiritusflammen, mit denen die Häppchen warmgehalten werden. Keiner ist

wirklich heiter, keiner tanzt, aber da alles schon bezahlt ist, schlägt man sich den Bauch voll und bestellt sich eine Flasche Weißwein. Und dann noch eine und noch eine.

Der Kater am nächsten Morgen wird furchtbar sein.  
(2010)